P. o. germ. 2004 c

Nro. 245

Leihbibliothek
der
Buchhandlung von C. A. Dempwolff
in
München.

Das Abonnement ist vorauszubezahlen und beträgt monatlich 30 kr., vierteljährlich 1 fl. 30 kr., halbjährlich 2 fl. 42 kr., ganzjährig 5 fl. Für Nichtabonnenten täglich pr. Band 1 kr.

Die Buchhandlung von C. A. Dempwolff empfiehlt zugleich ihr reiches Lager an Werken der Kunst und Literatur; alle Aufträge werden prompt und billig ausgeführt. Gelesene gute Werke, sowie ganze Bibliotheken jederzeit gekauft.

~~10398~~
10296

EX LIBRIS
EDHOFER

EX LIBRIS SCHOFER

Kleebein & Comp^ie.

Freie Federzeichnung
in
Hogarths Manier
von
Julius Becker.

C. A. DEMPWOLFF BUCH-HANDLUNG MÜNCHEN.

Leipzig
in Commission bei J. J. Weber.
1841.

Gd 561914

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Druck von Breitkopf und Härtel.

Inhalt.

Cap. I .... S. 3
Die Geschichte beginnt in der Nacht und mit Verwüstungsgräuel. — Des Helden Flucht und Verspottung von seinen Genossen. Am Schlusse stille Musik.

Cap. II .... = 12
Dieses Capitel handelt von einem geheimen Polizeyer, der keiner war. Es treten mehre wichtige Personen auf.

Cap. III .... = 21
Dieses Capitel beginnt mit einer Familien-Scene und vielem Kopfzerbrechen über das, was im ersten und zweiten vorgefallen. — Hierauf macht eine Harfenspielerin dem Kleeblatte viel zu sinnen und zu schaffen, und am Schlusse spielt ein Höckerweib eine wichtige Rolle.

Cap. IV .... = 34
Schlimmer Verdacht und drollige Mißverständnisse. Geoffenbarte Geheimnisse der Junggesellenwirthschaft und erbauliche Tischgespräche.

Cap. V .... = 46
Herr Kleebein kommt. Der Leser braucht aber nicht zu fürchten, gelangweilt zu werden, denn Herr Kleebein ist diesmal sehr kurzweilig, da er bald wieder geht. — Hierauf werden einige bunte Meß-

lichtbilder zur Schau gestellt, unter denen eine weißseidene Casseweika das merkwürdigste ist.

Cap. VI .... S. 60
Der Besuch bei den Harfenmädchen, ein Capitel, bei dem sich der Leser das Beste denken mag.

Cap. VII .... = 76
Dieses Capitel schließt eben so drollig, als es beginnt. Der Leser wird gebeten, dem Kleeblatte durch das wilde Buden=Viertel zu folgen, was er, da es Nacht ist, schon riskiren kann, denn er macht eine wichtige Bekanntschaft, nämlich mit dem langen Ralf.

Cap. VIII .... = 87
Weinkeller=Meß=Scene. Der Leser macht einige neue Bekanntschaften, auf die er aber nicht stolz zu sein braucht. Zum Schlusse große Duell=Ausforderung.

Cap. IX.. = 104
Das Loos der wandernden Harfnerinnen. Der Leser wird dringend gebeten, nicht mit den Harfenmädchen am Ende zugleich einzuschlafen.

Cap. X........... .... = 108
Die Criminaluntersuchung und der verstockte Verbrecher. — Eine seltsame Geschichte von einem betrunkenen Hute und eine noch seltsamere von den bezahlten Manichäern. Zum Schlusse ein wichtiger Beitrag zur Charakteristik des langen Ralf.

Cap. XI .... = 122
Das furchtbare Duell, die Gratulanten und der Platzregen in der Nonne; eine Geschichte, die nur deshalb nicht trocken seyn wird, weil viel Wasser darinnen vorkommt.

Cap. XII .... = 133
Otto im Schmollwinkel. — Der Mucker=Engel, der Soldat und die Kinderfrau; drei erbauliche Geschichten in einer Geschichte, die nicht erbaulich.

Cap. XIII .... S. 146
Der Leser wird gebeten, sich in Glanz zu werfen, denn es ist großer ästhetischer Thee bei Madame Kleebein mit Donnerwetter, Predigt, Zuckerbrödchen und gerümpften Nasen.

Cap. XIV .... = 161
Dieses Capitel handelt von dem ästhetischen Theile des Thees und dem, was zu Gunsten der Wissenschaft und Kunst vorgetragen, verhandelt und besprochen worden.

Cap. XV .... = 163
Der Ritt in's alte romantische Land, eine Walpurgisnacht-Scene und ein episches Intermezzo.

Cap. XVI .... = 178
Der lange Ralf und die kurze Frau Gevatterin und noch manches Andre, was der geneigte Leser in diesem Capitel schon noch erfahren wird.

Cap. XVII .... = 193
Herr Kleebein tritt in der Rolle des Ritter Toggenburg auf und ab. — Der Leser wird gebeten zu applaudiren! — Der Krankenbesuch bei dem Patienten wider Willen mit Schreckschüssen, Blumen, Körbchen und Allerlei mit Nasen (jedoch keine von Krebsen) endigt sich mit Husten. Die Liebe und ein abgerissener Knopf bringen William in die Tinte, in der er bis zum nächsten Capitel sitzen bleibt.

Cap. XVIII .... = 208
William kommt aus einer Tinte in die andere. Der Autor steckt dem Leser mit einer kurzen Geschichte, die 17 Jahre lang dauert, ein Licht auf, bittet aber, er möge dieselbe am Tage lesen, wegen der Lichtersparniß.

Cap. XIX .... = 244
Dieses Capitel handelt von dem Ende der Messe, und der Geschichte, worüber Autor wie Leser sich freuen.

Cap. XX .... S. 253
In diesem Capitel sind Dinge geschehen, die der geneigte Leser erst in 15 Jahren erleben kann, wenn sie wirklich noch passiren. Der Autor hat es zu Gunsten derjenigen geschrieben, die aus den letzten Seiten des Buches sich die ganze Geschichte zusammen zu buchstabiren suchen, wenn sie bei den ersten in einen magnetischen Schlaf fallen; nicht minder aber auch zu Nutz und Frommen derjenigen Herren Kritiker, die, weil sie mehr zu thun haben, sich mit der Vorrede und dem Schlußcapitel begnügen, um im Zustande des Hellsehens ihre Weisheit über das Ganze auszukramen. Der Autor schlägt aber in diesem Capitel beiden, den verehrten Lesern wie diesen Herren Kritikern ein Schnippchen, und hätte gern das ganze Cap. XIV statt dieses noch einmal abdrucken lassen, wenn er nicht gefürchtet, man möchte es zu anzüglich finden. Aus diesem Grunde bittet er auch, das Cap. XIV ja nicht nachzuschlagen!

Motto statt der Vorrede.

Eines schickt sich nicht für Alle!
Sehe jeder wie er's treibe,
Sehe jeder wo er bleibe,
Und wer steht, daß er nicht falle!

(Göthe.)

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

C. A. DEMPWOLFF
BUCHHANDLUNG
MÜNCHEN

I.

Die Geschichte beginnt in der Nacht und mit Verwüstungs-Gräuel. — Des Helden Flucht und Verspottung von seinen Genossen. Am Schlusse stille Musik.

„Gute Nacht!“ flüsterte William, „gute Nacht!“ lispelte Sophie, das niedliche Kammerkätzchen seiner Cousine. Sie zog die Hand, mit der sie die Lampe hielt, zurück und schloß leise die Thür, durch welche William geschlüpft war. In der rechten Hand hielt er die Stiefeln, mit der linken tappte er vorsichtig nach dem Treppengeländer, denn es war eine Finsterniß, gegen welche die ägyptische Sonnenschein gewesen seyn muß.

Er hatte auch große Vorsicht nöthig, denn seine alte ehr- und tugendsame Tante durfte von dem Besuche nichts merken, den er zu Gunsten seiner Cousine Jenny ihrem Kammermädchen abgestattet.

Sophie, sonst ein recht hübsches Kind, war wie die alte Tante eine strenge Sittenrichterin nur dann, wenn

nicht sie, sondern jemand anders in zärtliche Anfechtung fiel; und sie würde sich ganz gewiß über das zärtliche tête à tête moquirt haben, welches ihre Gebieterin Otto, einem Freunde Williams, heut Abend gegeben, wenn nicht ihr Cousin sich unterdessen bei Sophien zu einem gleichen eingeladen hätte. Ihm dünkte kein Opfer zu groß, das er der Freundschaft brachte, mithin auch dieses nicht.

Unter den Opferfeierlichkeiten war 10 Uhr herangekommen, die gefährliche Zeit, wo die alte Tante noch einmal patrouillirte und der Portier das Haus verschloß. Die größte Vorsicht war also nöthig. Deshalb hatte er die Stiefeln ausgezogen, deshalb tappte er vorsichtig um sich.

Die winklichen Treppen des Seitengebäudes, zu welchem vom Hauptgebäude aus ein offener Corridor führte, und wo die alte Tante ihr Schlafzimmer hatte, knarrten bei jedem Tritte, so daß der in Strümpfen balancirend über sie hinschreitende William Eyertanz-Probe zu halten schien. Jede Stufe war ein lauernder Verräther. So oft es geknarrt stand er still und horchte, ob der Cerberus sich rühre und knurre.

Schon war er, seiner Meinung nach, am Ziele, schon wollte er mit einer leichten Wendung das kühne, gefahrvolle Werk krönen — da — stolpert er und stürzt mit furchtbarem Gepraſſel in den Treppenwinkel.

Todtengerippe fielen unter und neben ihm zusammen, schlugen mit den klappernden Knochenarmen auf ihn los und schleuderten ihm den Hut vom Kopfe. Kratzend fuhr ihm eine kalte Hand über's Gesicht, klammerte sich am Halse fest und ließ ihn nicht los. Er kämpft,

ringt und wüthet mit den Stiefeln, wie mit Rolands Schwerdt unter den Feinden. Vergebens! — Da durchzuckt ein Blitz die Nacht. Diesen schleudert die alte Tante im großartigsten Nachtnegligée mit dem Lichte in der Hand herab. Der Donner rollt. Sie brüllt kreischend: Diebe, Räuber, Mörder! blitzschnell fährt sie zurück mit dem Blitze in der Hand. William sah sich so schnell wie dieser als Donquixote im Kampfe mit einigen Vorhangbrettern, Spinnrädern, Blumenstängeln und allerlei abgelegtem Urgroßvater-Hausrath begriffen; und was ihn am Hase gepackt hielt, war ein altes Familienbild, das von der Wand ihm auf den Kopf gefallen war, so daß die morsche Leinwand ihn bis an die Schultern hatte durchschlüpfen lassen. — Ein kräftiger Riß! — und der Rahmen fällt ihm zu Füßen, aus welchem er als lebendiges statt des todten Bildes springt. Ohne sich lange zu besinnen stürzt er die Treppen hinab, rennt den Hausmann, der eben die Thür verschließen will, auf die Seite und springt ohne Hut, mit den Stiefeln in der Hand, unter Fluchen und Haltaufschreien des Portiers zum Hause hinaus die Straße entlang.

„Der will seine Stiefeln schonen," sprachen zwei Männer, an denen William vorüberflog. Ueber den komischen Auftritt lachend schritten sie dem Flüchtlinge in ein Seitengäßchen nach, in welchem sie ihn einholten. Dort trafen sie ihn im Flur ihres Hauses mit dem Anziehen der Stiefeln beschäftigt.

„Was der Tausend?! Du bist's, William? Sag', drückt Dich so gewaltig der Schuh, oder hat sich ein

geprellter Liebhaber für die Hörner, die Du ihm aufgesetzt, mit Hühneraugen revangirt, daß Du in Strümpfen gehen mußt?"

„Nein, nein! Er hat den Joseph gespielt und statt des Mantels den Hut im Stiche gelassen!"

„Wo denkst Du hin! Eine Josephs-Scene in Strümpfen! Das wäre doch zu verdächtig! —"

So spotteten die beiden Männer, indeß William ruhig seine Stiefeln anzog und die Stege in Ordnung brachte. Als es geschehen riß er, ohne ein Wort zu sagen, dem einen den Hut vom Kopfe, war mit einem Sprunge zum Hause hinaus und lief, gute Nacht wünschend, lachend von dannen. Ehe sich die Freunde recht besinnen konnten, war er verschwunden.

Lachend stiegen sie die Treppe hinauf und gingen auf ihre Zimmer. In dem seinigen fand Otto Briefe. Er setzte sich und las.

Sehen wir indeß in den großen Pfeilerspiegel, der vor ihm hängt! — Wir gewahren in ihm das Bild eines jungen Mannes. Seine Gestalt ist lang, sein Gesicht weniger markirt als fein. Das lange lockige Haar giebt dem nur wenig gerötheten, dunklen Antlitz einen schwärmerischen fast phantastischen Ausdruck. Mit diesem contrastiren indeß bei genauerer Betrachtung, die dunklen blitzenden Augen, so wie ein Zug um die frischrothen Lippen, welcher eben so viel Schalkhaftigkeit als muthwillige Laune verräth.

Das Aeußere eines Menschen ist indeß immer nur die Silhuette seines Innern.

Otto war einer von den Menschen, die durch Selbstcritik ihres Gefühls dieses gleichsam überlebt haben. Die Frühblumen seiner Jugend waren darüber zwar schnell erblüht, aber eben so schnell wieder verweht unter den Stürmen eines bewegten Lebens. Unter ihm lag ein ganzer Friedhof zu Grabe getragener Freuden, Wünsche, Hoffnungen und Bestrebungen; aber die äußeren Spuren desselben hatte er vernichtet, die Hügel abgeplattet und den Todtenacker in einen Garten verwandelt, so daß Niemand außer ihm ahnte, daß die neugepflanzten Blumen über Gräbern blühten.

Sein Herz war aber nicht gewelkt, sondern trieb wie ein verschnittener Stamm neue Zweige in die Zukunft und frische Wurzeln in die Vergangenheit, mit denen es sich immer fester an das Leben klammerte.

Während Otto die angekommenen Briefe las, saß im Nebenzimmer sein Freund Rudolph vor der Staffelei und betrachtete das ziemlich vollendete Werk seiner Hand. Es war das Bild einer Harfenspielerin, die auf das Instrument gelehnt und in Gedanken verloren den verhallenden Tönen der Saiten zu lauschen schien, die sie mit ihrer zarten Hand berührt hatte. Das Gesicht war Portrait, das er aus dem Kopfe sich in's Herz gemalt hatte.

Rudolph gehörte zu jenen seltenen Menschen, deren Geist mit dem Körper im Entwickelungsgange gleichen Schritt gehalten. Ein Bild blühender Gesundheit, war sein Gesicht ein treuer Spiegel seiner Seele, heiter und ruhig wie diese. Feiner Sinn und leidenschaftsloses Ur-

theil gaben ihm eine gewisse Sicherheit im Umgange mit Menschen, die gewöhnlich erst in spätern Jahren die Frucht geflissentlicher Beobachtung und reicher Erfahrungen ist. Sein Grundsatz, man müsse das Leben so heiter als möglich genießen, ließ ihn zu jedem Schatten das Licht suchen.

Noch saß er vertieft vor dem Bilde der Harfnerin, als Otto im Nebenzimmer laut wurde. Dieser hatte den Brief gelesen, war lachend aufgesprungen und declamirte sehr vernehmlich:

Kann ich Ducaten aus der Erde stampfen?
Wächst mir ein Wechsel in der flachen Hand?
Reißt mir in Stücken selbst die Taschen aus! —

Mit dieser Parodie wollte er die üble Laune bannen, welche der geöffnete Mahnbrief hervorgerufen.

Rudolph riß sich von seinem Bilde los und trat in Ottos Zimmer.

„Warum Fernando so trüb und bleich,
Was bringst Du für traurige Mähr?"

declamirte er mit gleich komischem Pathos.

Otto war aber nicht aufgelegt, parodirend zu antworten, sondern schwieg, indem er verdrießlich auf den Brief blickte.

„Sag' wie kommst Du mir vor?!" sprach Rudolph. „Sitzest da und schneidest ein Gesicht, als hätte Dir der Walzer-Gott Strauß ein Dutzend falscher Quinten und Octaven in Deine gelehrte Doppelfuge hinein corrigirt! — Sprich! soll ich William holen, der um so heitrer

und aufgeweckter ist, je leerer unsere Taschen sind, daß er Dir das Evangelium vom Humor des Mißgeschicks predige?"

„Es hat alles seine Grenze," entgegnete Otto — „auch der Humor! Der Humor beruht auf dem Komischen als dem umgekehrt Ernsten eines poetischen Gegenstandes. Ein Dichter, der bei'm Wasserglase begeisternde Dithyramben singt und ein hungernder Maler, welcher die Speisung der 5000 Mann darstellt, sind z. B. vortreffliche Gegenstände des Humors. Vor dem Trivialen aber muß er verstummen, dieser muthwillige, drollige Knabe, der hinter dem schalkhaften Lächeln eine Thräne durchschimmern läßt."

„Da! lies als Beweis den Brief des Legationsrathes! Vermuthlich glaubt er sich mir zum Gönner aufdringen zu müssen, weil es ihm unbequem, daß ich ihn mir als Freund verpflichtet. Er sendet mir das schuldige Honorar für den Musikunterricht, den ich seiner Tochter Jenny gegeben, und legt eine gleiche Summe als Geschenk bei, mit der Bitte, ich möge sie als eine kleine Entschädigung für den Verlust betrachten, der mir durch Aufhören der Lectionen erwachsen sey."

„O weh! das ist doch zu plump für einen Legationsrath!"

„Ja, wenn es nur plump wäre, so wollt' ich's ihm gern verzeihen; aber er ist doch zu fein, als daß diese Art und Weise der Abfertigung nicht berechnet und absichtlich demüthigend erschiene."

Otto schrieb augenblicklich an den Legationsrath und siegelte das erhaltene Geld in den Brief.

„Was mag nur William begonnen haben? —“ fragte Rudolph, das Lied aus Robert dem Teufel mit dem Refrain: „denn das Geld ist nur Chimäre“ — abbrechend, das er indeß vor sich hin gesummt hatte. „Der Aufzug, in welchem wir ihn sahen, läßt auf ein sehr piquantes Abenteuer schließen“ —

„Ohne Zweifel!“ entgegnete Otto gleichgiltig, setzte aber nach einer Pause fast erschrocken hinzu: „Er wird doch nicht direct aus des Legationsrathes Hause gekommen seyn?! —“

Wie wäre das möglich? — als Flüchtling? — in diesem verdächtigen Halb-Negligée?! —“

Otto hatte Grund zu dieser Befürchtung. Der Abend, den er mit Jenny in Gegenwart ihrer alten Tante zubrachte, hatte nur dadurch seine Weihe erhalten, daß William das neugierige Kammerkätzchen dem Gesichtskreise der Liebenden fern hielt. Die Tante liebte die Musik so leidenschaftlich, daß sie namentlich Abends bei den sanften Harmonien regelmäßig in einen eben so sanften Schlummer versank. Kein Wunder wenn Otto, nachdem er eine Weile lang mit Jenny Duos gespielt, die sanftesten Harmonien erklingen ließ, bis die Tante dem Zauber derselben unterlag und obligate Melodien dazu schnarchte. Die Liebenden waren zart genug die Schlummernde nicht zu stören, weshalb sie die Harmonien zu stiller Musik verklingen ließen. In dieser kommen weder Noten noch Pausen vor, desto mehr aber Fermaten, Vortrags- und

Wiederholungszeichen. Sie ist nicht für das Publicum berechnet und am schönsten wenn Niemand außer den Musicirenden sie vernimmt. Zu Gunsten dieser Musik hatte der Kunstfreund William es auf sich genommen das Publicum, welches die niedliche Sophie wenigstens im Finale bei der großen Schlußfermate als leitender Treppengenius mit der brennenden Talgfackel abgegeben hätte, fern zu halten; und das war ihm nur möglich, wenn er ein ähnliches Duett mit Sophie ausführte. Es ging jedoch bei dieser Musik nicht so still zu, denn es saß keine schnarchende Tante im Lehnstuhle, und Sophie liebte in der stillen Musik das Forte und das Allegro con Fuoco.

Otto fürchtete, das Duo der beiden habe nicht wie das seinige im Adagio con expressione sondern im Presto furioso auf einer Dissonanz geschlossen. Er mühte sich ab, sie zu lösen, warf sich mit ihr im Bette von einer Seite zur andern, bis er über dem Trugschlusse einschlief.

Rudolph saß aber noch lange bei dem tiefherabgebrannten Lichte, versunken im Anschaun seines Bildes.

II.

Dieses Capitel handelt von einem geheimen Polizeyer, der keiner war. Es treten mehrere wichtige Personen auf.

Am andern Morgen durchstrich William die Straßen der Stadt. Der über Nacht gefallene April=Schnee träufelte zu Frühlingsthränen zerronnen als Thau von den hohen Häusern in die engen dumpfen Gassen. Ein warmer milder Hauch rang mit der Kerkerluft, die aus den offenen Häusern wehte und William blieb zuweilen unwillkührlich stehen und blickte über sich nach dem schmalen Streifen blauen Himmels.

Die fallenden Thautropfen, der linde Frühlingshauch und das Stückchen blauer Himmel gemahnte ihn an den Frühling, den er in seinen eigenen Herzen barg.

Die Menschen, die er sah, kamen ihm ganz frühlingstrunken vor, wie winterlich nüchtern sie auch an ihm vorübergingen. Daß die Messe, die gerade gehalten wurde, mehr Menschen als gewöhnlich in Bewegung setzte, fiel ihm gar nicht ein, denn es war ihm als

feierten sie alle das Auferstehungsfest der Natur. Jedem heitern Gesichte lauschte er ein Frühlings= und jeder frischen Rosenlippe ein Liebes=Liedchen ab.

In dieser Stimmung hatte er manche Straße durchwandert und den eigentlichen Zweck seiner Morgenpromenade vergessen. An diesen erinnerte er sich als er in einem entlegenen schmutzigen Gäßchen einen heftigen Zank vernahm, der ihn aus seiner poetischen Stimmung riß.

Er war auf Beobachtungen ausgegangen, deren Gegenständen nur ein Mensch wie William die interessante und reiche Ausbeute für Kopf und Herz bietende Seite abgewinnen konnte. Die schmutzigen, winklichen Gassen mit den ärmlichen, baufälligen Häusern, wohin sich die Noblesse der Stadt nie verirrt, waren der Schauplatz und die Menschen darin unter den Umgebungen des äußersten Elends und der tiefsten Erniedrigung die Gegenstände seiner Beobachtungen.

Wie alles Positive mittelbar leichter aus der Negation erkannt wird, so glaubte er sich das Bild menschlicher Vollkommenheit oder dessen, was der Mensch seyn soll und seyn kann, leichter entwerfen und vollenden zu können wenn er Studien da sammelte, wo man dem umgekehrten Ideale der Menschennatur näher ist als in der sogenannten feinen Welt dem wirklichen.

Hatte er anfangs diese Ideen theils aus der ihm eigenthümlichen Vorliebe zu allem Ungewöhnlichen, theils und namentlich aus Kränkung über Nichtbefriedigung seines Herzens von Seiten derjenigen Sphäre, in die ihn das Schicksal gestellt, zu realisiren gesucht, so fesselte ihn

jetzt, je tiefer er blickte, ein mehr und mehr sich steigerndes Interesse, ja sogar manche erfreuende und tröstende Erfahrung, die ihm um so werthvoller war, je unerwarteter sie ihm seyn mußte.

Er berechnete den sittlichen Werth der Menschen weder wissenschaftlich nach dem Lehrbuche der absoluten Moral, noch handwerksmäßig nach der Elle conventioneller Schicklichkeit-Begriffe, sondern wog individualisirend die verschiedenartigsten Aeußerungen des moralischen Lebens gegen die gesammten äußeren Lebensverhältnisse ab.

So abweichend seine Lebensansichten, so ungewöhnlich war seine ganze Erscheinung. —

Es giebt Gesichter, die man weder schön noch häßlich nennen kann und die doch mit unwiderstehlicher Gewalt fesseln. William hatte ein solches. Obwohl die äußere Harmonie der einzelnen Theile sich dem Betrachtenden auf den ersten Blick aufdrängte, so enthüllten sich doch allmählich immer mehr, obwohl sehr feine doch entschieden genug gegebene Widersprüche, die den Hauptcharacter nicht herausfinden ließen. — Das ziemlich große, feurige Auge mit der kleinen Iris, die der weißen Hornhaut im vertikalen Durchmesser desselben zwischen den geöffneten Augenliedern Raum ließ, hatte etwas Stechendes, obwohl es des sanftesten Ausdrucks fähig war. Ein ironisches Lächeln, das selbst im Augenblicke tiefer Rührung zuweilen um die eine Reihe glänzender Zähne deckenden Lippen zuckte und die feine Spitznase, die im Profil fast schnippisch sich ausnahm, stand im Widerspruche mit der offnen Stirne. — Selbst in seiner Kleidung

konnte man nicht gewahren, ob er den Stutzern angehöre oder dem Cynismus huldige.

Es ist leicht, das zu scheinen, was man nicht ist, schwerer das zu seyn, was man scheinen möchte, am schwersten aber das zu scheinen, was man wirklich ist. — William der, was ihm ernst, gern in eine Narrenkappe, was ihm heilig in eine Spottmaske kleidete, um es vor Narren und Spöttern zu sichern, zog es aus Laune vor, schlimmer zu scheinen als er war, da er selten, fast nie, richtig beurtheilt wurde.

Er fand bei der allgemeinen moralischen Lascivität wenigstens äußern Anklang; nur einzelne strenger Gesinnte betrachteten ihn bald als einen unschädlichen Sonderling, bald als einen genialen Menschen, der sich erst austoben müsse, bevor er zur Klarheit über sich und das Leben kommen könne. Jene Sittenrichter mit der Pharisäertugend fürchtete er aber nicht, denn wenn sie über ihn herfielen, ergriffen sie doch nur die Narrenkappe und die Spottmaske, indeß er ihnen entschlüpfte. William war zu streng gegen sich selbst und zu mild gegen Andere, als daß er ihnen den Schein statt der Wahrheit zu bieten nöthig hatte; aber wenn er es that, so hatte es einen tieferen Grund, den freilich Niemand leicht entdecken konnte.

Doch kehren wir zu William zurück!

Er war dem Hause nahe gekommen, aus welchem die rauhen Stimmen der Zankenden schallten. Ein kleines beschmutztes Schild, das an den morschen, schiefwinklichen Fensterläden hing, bezeichnete es als ein Schenkhaus.

Er blieb stehen, unschlüssig ob er sich hinein wagen sollte, denn der wurmstichige Balken über der Thür, auf welchem die baufällige Vordermauer des Hauses lastete, drohte jeden Augenblick zu brechen. Dieß und die Gesellschaft darinnen, die den Ausbrüchen rohen Zornes keine Schranken zu setzen gewohnt schien, bewogen ihn eben weiter zu gehen, als hinter den mit Blei und Papier schlecht zusammengeflickten Fensterscheiben ein hübsches Mädchenköpfchen sichtbar wurde. Es war ihm in dem Augenblicke ein Amulet gegen die drohende Gefahr. Er faßte Muth, öffnete die Thür, durch welche ihm ein erstickender Tabacksqualm entgegendrang und trat in die Schenkstube ein. Er wurde nicht bemerkt, denn sämmtliche Gäste in schmutzigen Kleidern hatten sich um einen fein gekleideten jungen Mann gedrängt, den sie durchprügeln zu wollen schienen.

Ein Mann in einem alten, ehemals weißen Tuchrocke, der einer Palette mit den verschiedenartigsten unter einander gemischten Tinten glich, schien der Befehlshaber des attaquirenden Chors zu seyn, denn er stand hinter der Fronte, schimpfte sehr und gesticulirte noch heftiger. Er hatte ein dünnes spanisches Rohr in der Hand, welches ihm zum Kleiderausklopfen und jetzt zum Commandostabe diente. Bei jedem Tritte klaffte die linke Stiefelsohle wie der Rachen eines hungrigen Wolfes auseinander und wies statt der Zähne die Zehen.

„Haltet ihn nur fest!“ So schrie er nach manchem kräftigen Schimpfworte, für welche er ein sehr schöpferisches Talent zu haben schien, von dem wir jedoch keine

Probe mittheilen, in der frohen Hoffnung, der Leser werde an gerühmten Talente nicht böswillig zweifeln. „Das feine Herrchen soll nicht umsonst einen ehrlichen Kerl bei der Polizei verklatscht haben! Damals mußte ich brummen; jetzt soll er brummen!"

„Was?! Schlicker! Du hast seinetwegen frei Logis und Kost gehabt?" fragte ein Glatzkopf mit einer pfund=schweren Nase, die bequem als Aushänge=Schild eines Branntweinbrenners hätte dienen können.

„Ja," antwortete Schlicker. „Ich war," erzählte er, „früher als Kleider= und Stiefelreiniger über seine Garderobe gesetzt. Da dacht' ich einmal so für mich: Dein Herr hat 6 Röcke. Wozu braucht er sie? Er kann ja nur einen auf einmal anziehen. Ich armes Thier habe kaum einen. An fünfen hat der Herr voll=auf genug. Ich borge mir also einen auf ungewisse Zeit, um ihn blos Sonntags und noch dazu in die Kirche anzuziehen. — Schickt der saubere Herr da gleich nach der Polizei und läßt mich fest arretiren! — Aber Wurst wieder Wurst!"

„Ei da soll das Donnerwetter drein schlagen!" sprach der Glatzkopf mit dem rothen Gesichtserker im großar=tigsten Style. „Der Gelbschnabel bringt andere ehrliche Leute in's Decrement und schleicht sich selbst des Nachts in fremde Häuser, fällt über honnette Leute her und hat noch loses Maul und thut groß, und wichtig, und nennt uns gemeines Pack!"

„Prügelt ihn ab und schmeißt ihn hinaus!" so rieth Schlicker, aber der Wirth erhub seine Stentor=Stimme

und sprach: „Halt! Wer ihn anrührt, den schmeiß' ich hinaus! Recht muß Recht bleiben! Prügeln wir, so haben wir's verloren. Ich hab' schon nach der Polizei geschickt!"

Den Schlicker verdroß des Wirthes Rede, weshalb er auf diesen mit einigen Artigkeiten eindrang.

Dazwischen jammerte und flehte der bedrängte Stutzer, den William erst jetzt von Angesicht zu Angesicht sehen konnte, als sich der Zank von ihm ab zum Wirth wendete. Wie groß war aber sein Erstaunen, als er in ihm den Anbeter seiner Cousine Jenny und den Günstling des Legationsrathes erkannte.

William unterdrückte beim Anblick der in dieser Situation höchst komischen Jammergestalt ein unwillkührliches Lächeln und, wie sehr er auch dem eitlen hohlköpfigen Tropfe diese Lection gönnte, so bedauerte er ihn doch gutmüthig genug, daß er in solche Hände gerathen war. Der Bedrängte gewahrte auch kaum William, als er bleich wie eine Kalkwand wurde und mit verstörter Miene ihn anstarrte.

Williams unerwartetes Auftreten bewirkte eine augenblickliche Ruhe. Fast verlegen kam der Wirth auf ihn zu und fragte nach seinem Begehr. William, der sich des Bedrängten anzunehmen entschlossen hatte, zog ihn bei Seite und fragte mit angenommener Amtsmiene, was hier vorgegangen sey. Ziemlich verblüfft schwieg der Wirth. William raunte ihm die Worte: geheime Polizei in's Ohr. Dieß wirkte wie ein Zauberwort. Sogleich riß der Wirth sein Käppchen vom Kopfe und erzählte,

daß der junge Herr sich nach Mitternacht in's Haus geschlichen, um dem Harfenmädchen, das während der Messe bei ihm logire, einen verbotenen Besuch abzustatten. Da er aber weder hier angekommen, noch aus dem Hause habe kommen können, weil es unterdeß verschlossen worden sey, habe er vor der Kammerthür campiren müssen.

William hatte mit angenommener Polizeiermiene zugehört und bedeutete den Wirth, der sich ihm durch Selbstlob angelegentlich empfehlen wollte, zu schweigen. „Ich weiß genug!" „Sie mein Herr! (so wendete er sich an den Deliquenten, der ihn starr und steif ansah) sind uns schon bekannt! Ich befehle Ihnen, augenblicklich das Haus zu verlassen! Morgen früh 9 Uhr stellen Sie sich freiwillig zur Untersuchung bei Vermeidung polizeilicher Zwangsmittel!"

Während Williams Rede hatten sich Alle von ihm zurückgezogen, so daß der Beschuldigte frei vor ihm stand. Ihm schwindelte der Kopf. Ohne ein Wort zu sagen schlich er zur Thür hinaus. Draußen blieb er einen Augenbilck lang stehen, dann machte er rechtsum und riß aus.

William, der es sah, erinnerte sich daran, daß er wohl thue, wenn er ebenfalls rechtsumkehrt mache, denn der Wirth hatte nach der Polizei geschickt, die ihn schwerlich als ihren Collegen anerkannt haben würde.

Mit einschmeichelnder Geschäftigkeit brachte der Wirth das Harfenmädchen aus der Nebenstube, die seine Aussage bezeugen sollte.

Jetzt fiel aber William aus der Rolle, denn als sie das Köpfchen emporhob und ihn mit den verweinten schönen Augen anblickte, trat er staunend unwillkührlich einen Schritt zurück, griff nach der Tasche, suchte dort etwas vergebens und wollte eben den Mund zu einer Frage öffnen, als des Mädchens Befangenheit über sein sonderbares Benehmen ihn an seine gefährliche Rolle erinnerte.

Staunend, mit weit geöffnetem Munde sahen Wirth und Gäste ihn an. Endlich drehte sich William mit den Worten: „Schon richtig! morgen Verhör des Beklagten, übermorgen Verhör der Zeugen!" um und schritt, mühsam seine innere Bewegung verbergend, zur Thür hinaus.

Von Weitem sah er die Polizei kommen, die ihre Schritte nach dem Hause richtete; er beflügelte die seinigen und eilte seine Freunde aufzusuchen.

III.

Dieses Capitel beginnt mit einer Familien-Scene und vielem Kopfzerbrechen über das, was im ersten und zweiten Capitel vorgefallen ist. — Hierauf macht ein Harfenmädchen dem Kleeblatt viel zu sinnen und zu schaffen und am Schlusse spielt ein Hökenweib eine wichtige Rolle.

Indeß William den geheimen Polizeier spielte, war er Gegenstand eines Streites im Hause des Herrn Legationsrathes Forster. Der Hut, den er am vorigen Abende bei dem gefährlichen Sprunge in den Treppenwinkel verloren hatte, war gefunden und in Gewahrsam genommen worden. Jennys alte Tante zeigte ihn dem Legationsrathe, ihrem Bruder, der bei genauerer Untersuchung fand, daß er William gehören müsse, weil eine Visitenkarte, die in das Hutfutter eingeklemmt war, seinen Namen trug.

Jenny war bei dieser Entdeckung in nicht geringer Verlegenheit, weil sie durch Leugnen und Versichern, nichts von dem ganzen Spectakel gehört zu haben, sich der Mitwissenschaft verdächtig gemacht hatte.

Nach langem Debattiren setzte der Legationsrath, unwillig über Jenny, welche für William gegen ihn Parthei genommen, die Kaffetasse so hastig auf den Tisch, daß sie umschlug und der braunfarbige Inhalt, vom Tische auf der Alten Merinokleid sich ergoß. Wem je einmal das Unglück begegnet, eine Dame zu begießen, wird wissen wie es einem Begossenen zu Muthe ist. Die braune Brühe von Arabiens würziger Bohne schwärzte sich zur Tinte, in welche der unglückliche Legationsrath gerieth, denn mit dem Kaffe hatte er's zugleich bei der Schwester verschüttet.

Hatte sie dem Bruder vorher schweigend Gehör geschenkt als er mit Recht von dem gefundenen Hute auf den Besitzer, vom Besitzer auf den Thäter und vom Thäter auf William schloß, so widersprach sie ihm aus Aerger über das begossene Kleid, blos um ihn zu ärgern. „Ich werde doch, sprach sie, unsern William erkennen! So blind bin ich nicht Herr Bruder! Ueberdieß hatte ich noch meine Brille auf und sah deutlich einen martialischen Kerl mit zwei furchtbaren Pistolen in der rechten Hand, mit denen er gewaltig um sich schmiß.“

„Uebrigens hatte William, nahm Jenny das Wort, keinen Grund zu entfliehen, auch wenn er zu so ungewöhnlicher Zeit im Hause war, denn er ist ja heimisch genug bei uns.“

Der Legationsrath fügte mit scharfen Tone hinzu: „namentlich seit er dem Fräulein Jenny seinen Freund und ihren ehemaligen Clavierlehrer ersetzen muß, der seinen Schülerinnen nur Finger- und Handübungen

exerziren und vierhändige Sonaten mit verfänglichen Armpositionen spielen läßt."

Mit diesen Worten stand der Herr Legationsrath vom Kaffetische auf, warf einen stechenden Blick auf Jenny, die hochroth darüber geworden und ging langsam zur Thüre hinaus ohne seiner Schwester ein Wort zu entgegnen, welche ihm die Unwahrheit seiner Behauptung dadurch begreiflich zu machen suchte, daß sie ihn erinnerte, er habe ja erst gestern den bewußten Brief an Otto abgesendet.

Des Legationsrathes Anspielung war keineswegs aus der Luft gegriffen, denn William begünstigte seines Freundes Liebe zu Jenny. Er handelte damit den An- und Absichten des Onkels zuwider. Otto war arm und deshalb in den Augen des wohlhabenden Legationsrathes der Hand seiner Tochter unwürdig. Vor William, der ihn in diesem Punkte durchschaute, suchte er den eigentlichen Beweggrund zur Mißbilligung dieser Liebe hinter einer angeblich väterlichen Sorge für Jennys Glück zu verbergen. Er behauptete, die Liebe der beiden jungen Leute sey eine Jugendthorheit, die nie zu etwas Guten führen könne. Otto, so meinte er, könne sobald nicht heirathen, darüber werde Jenny verblühen, und, wäre dann auch Otto noch gewissenhaft genug, sie nicht sitzen zu lassen, so könne diese Ehe Jenny doch nicht für die glücklichen Partien entschädigen, die sie seinetwegen ausgeschlagen habe.

Diesen Ansichten zu Folge glaubte er am klügsten zu handeln, wenn er allen fernern Umgang der beiden durch

Aufkündigung der Unterrichts=Stunden unmöglich machte, um so mehr, da er in dem Sohne des Kaufmann Kleebein, seines alten Freundes, einen würdigen Mann für Jenny gefunden zu haben meinte. Der junge Kleebein hatte schon früher Zutritt in seinem Hause und machte jetzt der reizenden Jenny den Hof.

Dieser hatte, eitel wie alle Hohlköpfe, die Zuversicht, daß er auch über Jenny wie über alle anderen Damen gesiegt, denen er seine Huldigungen darbrachte, denn er besaß ja alle Eigenschaften der jungen Stutzer, die so viel Glück bei unseren jungen wie alten Damen machen. Wendete er nicht viel Zeit auf seine Toilette? Staffirte er nicht das fade Süßemilchgesicht mit einigen von der niedrigen, flachen Stirn kühn emporstrebenden gebrannten Locken, die sein Friseur geniale nannte? Galt er nicht für einen angenehmen Gesellschafter weil er wenig dachte und sehr viel sprach? Schwatzte er nicht geläufig über Theater, Concert, Schauspieler, Sänger, Virtuosen? Klang nicht alles was er sagte, so bestimmt und sicher, obgleich alles nur an= und abgelernt war?

Seine Haupt=Force war aber das Gespräch über Moden, Damenputz und Stoffe (d. h. Kleiderzeuge) denn als Schnitthändler befaßte er sich nur mit solchen Stoffen. Endlich war er, was das Meiste sagen will, ein lebendiges Complimentirbuch und weil es Goldschnitt hatte (d. h. weil er reich war) nahm Niemand Anstoß, daß es in Schafleder eingebunden war.

Dieser junge Herr war indeß Gegenstand ängstlicher Besorgnisse, denn man hatte ihn Morgens im älterlichen

Hause vermißt, ja, was unerhört, sein Bett unberührt gefunden. Die Mutter schickte heimlich sogleich auf Erkundigungen aus. Noch saßen die beiden Damen beim Frühstück als mit der Nachfrage nach dem jungen Herrn Kleebein die unerhörte Neuigkeit eintraf, er werde seit gestern Abend vermißt. Zu keiner gelegeneren Stunde konnte diese kommen als gerade jetzt. Der Kaffe muß eine belebende Wirkung auf den Scharfsinn haben, denn selten werden kühnere Conjecturen über Personen, deren Character, Handlungen, Beweggründe, äußere wie innere Verhältnisse zur Wahrscheinlichkeit, ja zur unbestreitbaren Gewißheit erhoben als beim Kaffetisch in Damengesellschaften. Kein Wunder, wenn man beide Neuigkeiten, die des nächtlichen Außenbleibens und des Rumores im Treppenwinkel in Verbindung brachte und die Entdeckung machte, daß kein anderer als Herr Kleebein es war, welcher gestern Abend einen Geniestreich in ihrem Hause hatte machen wollen. Selbst Jenny kam auf die Idee, daß doch wohl Herr Kleebein auf der Treppe gewesen seyn und, um sich vor William zu verstecken, in den gefährlichen Treppenwinkel sich zurückgezogen haben könne. Den Verstoß gegen Anstand und Sitte, dessen man ihn zieh, entschuldigte man mit der Macht seiner Leidenschaft zu Jenny. Die Liebe verleitet, meinte man, zu noch größeren Tollheiten. Die gefundene Visitenkarte hatte er von William erhalten und sie kam zufällig in seinen Hut. Diese Vermuthung steigerte sich zur Gewißheit als man sich erinnerte, daß Jenny den Tag vorher ihn spottweise aufgefordert hatte, sich bei ihr durch Ritterdienste,

als da seyen: Entsagungen, Schweigen, Duelle, Nachtwachen und Nachtwanderungen vor ihren Fenstern ꝛc. zu insinuiren.

William war indeß flüchtigen Schrittes dem so genannten wilden Viertel der Stadt enteilt. Der Auftritt in dem elenden Schenkhause hätte ein bitteres Gefühl in seinem Herzen zurückgelassen, welches der Gedanke an die schöne weinende Harfnerin mehr erhöhte als milderte. — Es giebt Menschen, die den angebornen Adel ihres Wesens selbst unter den schmutzigsten Umgebungen des Lasters nicht verleugnen können. Je edler das Metall, desto langsamer oxidirt es. In Röschen sah er solch Metall; und er grollte gegen das schmachvolle Joch elender äußerer Lebensverhältnisse, mit denen das Schicksal oft schöne Seelen grausam brandmarkt.

In solcher Stimmung kam er zu Hause an, öffnete hastig seinen Schreibtisch und suchte unter den bunt durcheinander geworfenen Papieren eine Brieftasche hervor. Sie war von grünem Saffian, hatte mehre Klappen, auf deren einer ein Miniaturbild unter Glas befestigt war, so daß das Leder gleichsam den Rahmen bildete. Er trug sie gewöhnlich bei sich, denn sie war das Vermächtniß seines vor wenigen Monaten verstorbenen Vaters. Gerade heute hatte er sie vergessen und beim Anblick Röschens vermißt, deren Bild er schon wochenlang kannte, bevor er das Original sah. William blickte starr wie ein Träumender auf das Portrait. Es war das täuschend ähnliche Bild des Harfenmädchens von seines Vaters

Hand gemalt. Auf der Rückseite der Klappe standen mit Bleistift die Worte geschrieben:

Du schaust mich so beklommen an
Weil ich Dir tief in's Auge blicke?
Du zitterst weil ich alter Mann
Dir innig warm das Händchen drücke?

Und meine Thränen schrecken Dich? —
Ach wüßtest Du warum ich weine,
Du zürntest nicht mehr über mich
Und meiner Thräne flöß die Deine.

Doch zürne nur: mein graues Haar
Verhöhne die erlogne Jugend!
So strafst Du den, der schuldig war,
Mit Deiner unentweihten Tugend!

William las die Worte, die er noch nie mit dem Portrait in Verbindung gebracht hatte. Zum ersten Male ahnte er, daß sie in einem geheimnißvollen Zusammenhange mit ihm stehen könnten. Er las sie wieder und immer wieder, aber je deutlicher er sie sich erklären wollte, desto dunkler erschienen sie ihm. Nach langem Sinnen raffte er sich auf. Er hatte keine Ruhe. Zu Otto und Rudolph mußte er gehen, denen er ja überdieß noch die Erzählung seines am vorigen Abende bestandenen Abenteuers schuldig war. Er eilte in ihre Wohnung. Ottos Zimmer war verschlossen, Rudolphs aber offen. Er trat ein — es war leer. Ein flüchtiger Blick nach der Staffelei — und wie von einem Zauberworte plötzlich festgebannt blieb er stehen. Röschens Portrait, das ziemlich vollendet auf der Staffellei lehnte, blickte ihn an.

Je räthselhafter ihm der Zusammenhang des Originales mit den beiden Bildern wurde, in desto größere Spannung gerieth seine Seele. Bei seiner lebhaften Phantasie war es kein Wunder wenn er da das Walten einer geheimnißvollen inneren Verknüpfung äußerer Umstände sah, wo ein Unbefangener nur eine zufällige, höchstens interessante gefunden haben würde. Hatte ihn früher das Bild in der Brieftasche seines Vaters blos interessirt, so steigerte sich dieses Interesse jetzt zur Leidenschaft für das Original.

Noch aufgeregter trennte er sich von dem Bilde, ärgerlich, daß die Freunde ausgegangen waren. Von Neuem begannen seine Wanderungen. In die Tabagie, wo er Röschen getroffen, wagte er nicht zu gehen, da es leicht möglich war, daß man hinter seine Intrigue gekommen. Die Hoffnung, Röschen in irgend einer andern spielend und singend zu treffen, nöthigte ihn zu manchem Kreuz- und Quergange. — So war er im Zickzack ziemlich eine Stunde lang umher geirrt, als er von Weitem ein Harfenmädchen sah, die er der Gestalt nach für Röschen halten mußte. Eben wollte er, um sie einzuholen, die Schritte verdoppeln, als er seinen Spitznamen: „Mephisto" rufen hörte. Er drehte sich um und erblickte Rudolph an Ottos Arme.

„Schon seit einer halben Stunde schleichen wir Dir wie Spürhunde nach, haben's aber nun satt" sagte Rudolph, blickte dem Freunde scharf ins Auge und fügte dann hinzu: „richtig! er hat wieder einmal die Eulenaugen eingesetzt!"

„Das sollte Dich nicht wundern!" versetzte Otto, der Rudolphs Scherz und dessen Bedeutung verstand. „Mephisto sieht mit seinen scharfen Eulenaugen auch am Tage Nachtscenen, die wir nicht bemerken, weil wir nur gutmüthige Tagfalter-Augen haben."

Rudolph. Sahst Du nicht den Nachtschmetterling, der vor ihm herflatterte? — er schien ihn haschen zu wollen — Dort! Das hübsche schlanke Kind mit der Harfe? —

Während Otto hin blickte, lief William den Freunden davon. Sie eilten ihm nach, holten ihn ein und hielten ihn lachend fest.

Rudolph. Dacht' ich's doch, daß ihm die schöne Harfnerin nicht unbekannt bleiben würde! Aber Halt! Ich bin ihr Faust, sie ist Gretchen! — Du Mephisto kannst Dich drollen! —

William, den des Freundes Scherz in diesem Augenblicke unangenehm berührte, weil er Röschen in denselben verwickelte, blickte Rudolph finster und durchdringend an und sprach: „denkt, ich fahre stäppisch zu und wische dem schönen Nachtfalter den Blüthenstaub von der Schwinge?! Fang' ihn nur, wenn er dir gefällt! vor mir kann er flattern!

Betroffen schwieg Rudolph. Es war das erste Mal, daß William den Stachel gegen ihn wendete. Aber das unbedingte Vertrauen zu dem Freunde, das sich auf Jahre langes Zusammen- und Ineinanderhineinleben gründete, ließ Rudolph in Williams bitterem Worte nicht eine be-

absichtigte Zurückweisung und Beleidigung finden, sondern er brachte es auf Rechnung einer gereizten Stimmung.

Während Otto zur Sühne redete, hatte William seine Brieftasche hervorgezogen, sie geöffnet und hielt Rudolph mit den Worten: „siehe hier nicht Gretchen sondern Mignon!" das Portrait vor die Augen.

Betroffen blickte Rudolph bald das Bild der Harfnerin, bald William an, indeß Otto sich im Stillen wunderte, wie William so plötzlich von dem Gespräche abspringen konnte, weil er das Bild außer Beziehung zu demselben glaubte.

„Sag's wie kamst Du zu diesem Bilde?" fragte Rudolph endlich. William entgegnete aber statt der Antwort die ähnliche Frage: „wie kamst Du zu dem Portrait, das auf deiner Staffelei liegt, und das du mir bis jetzt verheimlicht?

Rudolph. Ich hab' es erst gestern aus der Erinnerung gemalt.

William. Das meinige ist vermuthlich vor zwei Jahren aus der Ahnung gemalt.

Rudolph. Aus der Ahnung!?! — Ach scherze nicht! sag', wer hat es gemalt!

William. Dein Lehrer! mein Vater!

Rudolph. Dein Va —! — hier stockte er in seiner Rede, als ob er mitten im Worte von einem plötzlich seine Seele durchzuckenden Gedanken unterbrochen würde. Nach einer langen Pause sagte er:

„Seltsam! — wie mag das zusammenhängen?! —

William fand in Rudolphs Staunen nur einen Beweis zärtlicher Theilnahme, welche einem Zufalle, der mit dem Gegenstande desselben in Verbindung steht, leicht eine größere Bedeutung unterzulegen geneigt ist und ahnte darum nicht, daß ihm Rudolph Auskunft geben könne.

Dieser würde vielleicht dem Freunde, was er davon wußte mitgetheilt haben, wenn nicht Otto jetzt zum Aufbruche gemahnt hätte.

William. Gut, wir wollen unsere Hafnerin aufsuchen! weißt du wo sie spielt?

Rudolph. In Kleebeins Weinkeller.

William. O mich Narren! daß ich sie dort noch nicht gesucht! — Auf denn! —

Rudolph. Was mich betrifft, so bin ich nicht von der Partie!

William. Warum?

Rudolph. Kannst Du nach der Ursach fragen,
Die mich hindert mit zu gehn?
Mir wie Otto ist sie klar,
Dir nur wird sie offenbar
Wirst Du unsre Börse seh'n.

William. Hinweg den Blick von dieser öden Stelle! doch quid faciamus nos? Allein mag ich nicht gehen — hic haeret aqua! — doch, wo speisen wir?

Otto. Bei den Göttern Ambrosia, da wir nichts besseres haben.

William. Wohlan! seid meine Gäste! —

Rudolph. Aha! — Du willst dein altbackenes Brod gern loswerden?! — Topp! wir folgen zum Schmause! —

William schlug seinen Mantel zusammen und bat die Freunde ihm zu folgen. Er führte sie über den Markt, wo er bekannt zu sein schien, denn bald rufte ein Wurstmannn, bald eine Butterfrau, bald ein Böcklingshändler, bald eine Höckerin ihm zu, er möchte doch heut wieder etwas kaufen. Schon hatte er eine Wurst in der Tasche, als eine alte häßliche Frau, deren Mund hinter der weit vorhängenden Nase und dem spitzen herausfordernden Kinn einer Schreckenshöhle glich, darinnen ein rother Drache sich drohend windet und wälzt, ihm den Rest ihrer Eier um einen billigen Preis aufzuschwatzen suchte.

„Wart' bei der will ich mich zu Eurer Belustigung für die faulen Eier revangiren, die sie mir neulich um einen hohen Preis verkauft hat." So sprach er leise zu den Freunden, die ihm lächelnd nachgegangen waren, und trat auf die Alte zu. Er erkundigte sich nach der Zahl. „Wenn Sie's nicht weiß, so wollen wir sie doch erst zählen! da halt' Sie einmal auf!" Mit diesen Worten griff er in den Korb und legte zählend eines nach dem andern der Alten auf die Arme, die er ihr zu diesem Zwecke kreuzweis über einander hatte schlagen lassen. Die Frau zählte sorglos laut mit. „Es sind neun und zwanzig" sagte William, als der Korb leer und ihre Arme vollgepackt waren. Drauf drehte er sich ganz ruhig um und wünschte im Fortgehen der Alten einen profitablen Handel mit ihren neun und zwanzig Eiern.

Wer die Natur der Marktweiber kennt, der weiß,

daß jedes ihrer gewichtigen Worte sogleich in den Armen zu einer plastisch mimischen That wird. Nun aber stelle man sich die Alte vor, welche mit ihren Eiern auf den Armen, dem schadenfrohen Gelächter der Umstehenden, namentlich der demagogischen Gassenjugend preisgegeben, William mit einer ganzen Sündfluth von Artigkeiten zu ersäufen suchte. Starr und steif stand die Schimpfende, dem wassersprudelnden Neptun eines Bassins gleich. Die Riesenkraft eines Höckerweiberwillens bändigte die rohen Arme, die eine so zarte Bürde halten mußten. Von allen Seiten drängten sich Gaffer und Schaulustige um sie und Niemand, am wenigsten ihre Colleginnen, möchten der nicht dreifach sondern neun und zwanzigfach gesegneten Leda eine Hekuba sein. Endlich forderte die schmerzvoll niedergedrückte Höckerweiber=Natur ihre alten heiligen Rechte. Gewaltsam zerbrach sie die Riesenfesseln des Zwanges und der Eierrücksicht. — Siehe! — Den wüthend wie Donnerkeile auseinanderfahrenden Armen entrollten die zarten Eier und — einem Rübsenfelde glich der Wahlplatz der Gefallenen.

Von Weitem hörten die Freunde das wiehernde Gelächter des Volkshaufens, dem das ihrige ein nur schwaches Echo gab.

IV.

Schlimmer Verdacht und drollige Mißverständnisse. — Geoffenbarte Geheimnisse der Junggesellenwirthschaft und erbauliche Tischgespräche.

Der junge Herr Kleebein hatte, kaum zu Hause angekommen, nichts eiliger zu thun, als Toilette zu machen. Das Gesicht, das die Spuren einer peinlich durchwachten Nacht zu deutlich an sich trug, hatte nach seiner Meinung einen noch entschiedeneren Anflug von Interessanten bekommen. Da der Friseur nicht auf seine Ankunft gewartet hatte, sah er sich in der Eile genöthigt, das Haar selbst zu ordnen. Mit innigem Wohlgefallen bemerkte er, daß es nur glatt gekämmt und gebürstet sich heute zu dem schmachtenden Ausdrucke seines Gesichtes besonders gut ausnehme.

Ueber dieser Freude wichen die Schatten unangenehmer Nacherinnerungen in seiner Seele und wurden immer kleiner und kürzer je länger er vor dem Spiegel stand, aus welchem ihm die Sonne seiner Schönheit glänzender und glänzender umstrahlte. Der Schlag der eilften Stunde riß ihn von seinem beneidenswerthen Spie-

gelbilde los. Er eilte nach des Legationsrathes Hause. Auf dem Wege dahin wich er dem Schatten der Häuser aus, weil dieser den seiner Gestalt verschlang. Unangemeldet trat er in das Zimmer der Damen.

Die ältere, des Legationsrathes Schwester, nahm mit größerer Würde und Grandezza als gewöhnlich seinen Gruß auf, wogegen Jenny mühsam ein muthwilliges Lächeln verbergend sich mit besonderer Betonung erkundigte, wie er diese Nacht zugebracht habe.

Noch bezog Herr Kleebein das ungewöhnliche Benehmen der Alten und Jenny's Frage auf die ungewöhnliche Toilette, der er einen offenbar ungewöhnlichen Eindruck zuschrieb. In Jenny's Frage fand er sogar eine feine verbindliche Anspielung auf die interessante Blässe und den schwärmerisch sein sollenden Anstrich seines Gesichtes. Wohlgefällig lächelnd preßte er einen studirten, aber sehr mißlungenen Seufzer aus und betheuerte, wohl geschlafen zu haben; gleich als wolle er der zärtlichen Freundin die schreckliche Gewißheit von dem Gegentheile aus zarter Schonung verhehlen.

Bei Kleebeins außergewöhnlichem Benehmen steigerte sich Jenny's Vermuthung zur Gewißheit, und gern hätte sie den verspotteten Anbeter ihrer muthwilligen Laune Preis gegeben, wenn man nicht den Vorfall von gestern Abend mit Stillschweigen zu übergehen für schicklich befunden hätte. Für Jenny war dieses Schweigen eine fast zu schwere Aufgabe, denn Herr Kleebein war gerade heute ein zu dankbares Subject für ihren Witz und ihren Spott. Die schöne Gelegenheit wollte sie sich indeß

nicht ganz unbenutzt entgehen lassen, um so mehr, da sie gern völlige Gewißheit gehabt hätte, wer von beiden in den Treppenwinkel gerathen sei.

„Werden Sie heut Abend das Theater besuchen?“ fragte sie um eine Unterhaltung anzuknüpfen, die sie ihrer Absicht näher bringen konnte. „Die Schachmaschine wird gegeben.“

Kleebein. Ich kenne das Stück noch nicht. Man rühmt es sehr — Grund genug es zu sehen!

Jenny. Versäumen Sie es ja nicht! Es wird namentlich Sie sehr interessiren. Ohne Ihnen den Zusammenhang mitzutheilen, mache ich Sie vorläufig auf eine höchst komische und ergötzliche Scene aufmerksam. Ich bin neugierig, ob sie ihren Beifall haben wird. Ein galanter Eurschneider wird bei Gelegenheit einer Nachtwanderung vor den Fenstern der Verehrten durchgeprügelt, indeß ein anderer —

„Du irrst Jenny“ fiel die Tante mit einem scharfen, verweisenden Blicke ihrer Nichte ins Wort — „es wird heute Fanchon das Leiermädchen gegeben.

So schwerhörig Herr Kleebein auch sonst war und manche feine Pille so gutmüthig wie ein Bonbon verschluckte, so war doch sein moralischer Stockschnupfen nicht so arg, daß er in Jenny's Worten nicht eine Anspielung auf sein nächtliches Abenteuer gerochen hätte. Die Zurechtweisung der Tante war aber zu deutlich, denn daß sie unter dem Leiermädchen das Harfenmädchen meinte lag zu offen am Tage. Da er den Zusammenhang, in welchem Jenny's Anspielung zu Williams Abenteuer stand,

nicht kannte, so warf sich sein ganzer Zorn auf William, von welchem er glauben mußte, er habe bereits den Auftritt in der Schenke ausgeplaudert. Die Wuth belebte seine starr gewordenen Glieder wieder. Zu geistlos, um entweder durch einen Witz, oder durch eine feine Satyre Jenny den Sieg streitig zu machen, räumte er durch Schweigen jämmerlich gedemüthigt den Kampfplatz. Er versicherte, daß er sehr bedaure, den Besuch abkürzen zu müssen, da er mit William einige sehr ernste Worte zu sprechen habe, und eilte, noch einige fade Complimente stotternd, zur Thür hinaus.

Jenny bekam einen Verweis von der Tante, dem sie aber nur halbes Ohr schenkte, weil Kleebeins Aeußerung ihre Gedanken anderweitig in Anspruch nahm.

Die drei Freunde waren in Williams Wohnung angekommen. Während dieser mit der Zubereitung des Mahles beschäftigt war, ordnete Otto die bunt durcheinander gestellten Bücher und Rudolph entwarf eine Skizze, welche William als Koch carricirt darstellte. In der That war er auch mit seiner Umgebung ein würdiger Gegenstand. William hatte seine lange und dabei ziemlich dünne Gestalt in einen buntschäckigen Pelz gewickelt, dessen Ueberzug vor Zeiten eine Pianofortedecke gewesen war. Statt der zwei Armlöcher hatte er deren so viele, daß ein Schneider großes Kopfzerbrechens gehabt haben würde, wenn er dem einen ausgerissenen Aermel das richtige Loch hätte anweisen sollen. Eigentlich hatte der

Pelz keine Löcher, sondern die Löcher hatten den Pelz. Ein rothseidenes Taschentuch vertrat die Stelle des Gürtels. Der ausgerissene Aermel diente ihm aber als Mütze; und damit er als solche ein Ansehn habe, hatte er einen bunten Shwal darüber gezogen. Das enge Ende des Aermels hing ihm bis auf dem Rücken herunter, so daß das mit einer Quaste versehene Ende des Shwals bei jeder Kopfbewegung herumbaumelte. Die feinste weiße Wäsche, die hinter den Löchern sichtbar wurde, stellte den Pelz noch mehr in seiner Glorie dar.

Das Zimmer, das er bewohnte war, wenn auch nicht elegant, doch nett und gut decorirt. Eine bronzene Studirlampe mit zerbrochenem Cylinder und zertrümmerter Glocke stand auf dem Flügel neben einer Champagnerflasche, die jetzt die Stelle des Leuchters vertrat. Ein umgeknicktes Licht war in ihren Hals gesteckt. Der ausgelöschte Docht desselben schien in ernsten Betrachtungen versunken nach dem leeren Bauche schauen zu wollen. Einst hatte sie illuminirt, und zwar den Kopf — jetzt?! — Ach es waren trübe Gedanken, die der Lichtdocht dachte. — Friedlich lag der Stiefelknecht auf ein Paquet neuer Wäsche gebettet, seitwärts ein Filzschuh, der mit dem Loche in der Spitze wie mit einem Cyclopenauge sehnsüchtig unter den gegenüberstehenden Secretair blickte, wo sein Zwillingsbruder traurig finstre Tage verlebte. Butter und Brod stand auf dem Spiegeltischchen, vermuthlich aus Speculation, damit es gerade noch einmal so viel scheinen möchte; und unter der Glasglocke lag statt des Käses der Rousseau im Taschenformat.

William schürte geschäftig das Feuer, denn auf dem Windofen stand eine porcellanene Salatiére, in welcher er die so eben gekaufte Wurst braten wollte. Drinnen aber neben dem Feuer stand ein blecherner Topf, in welchem er Chocolade kochte, die als Dessert bei dem festlichen Mahle dienen sollte.

Eben wallte die Chocolade im Topfe kochend auf, als es oben auf dem Ofen

wallet und siedet und brauset und zischt,
wie wenn Wasser mit Feuer sich menget;
in's Gesicht ihm spritzet der dampfende Gischt,

so daß er nur mit Mühe die Chocolade, um sie vor dem Ueberlaufen zu retten, bei Seite setzen konnte. Unterdeß hatte aber der Geruch der verbrannten Butter, die auf dem glühenden Ofen brodelte, sich so verbreitet, daß die Freunde die Fenster aufreißen mußten. Der Boden der Salatiére war abgesprungen und durch den ringsherum gehenden Riß quoll die zerlaufene Butter. William schob nun mit vieler Fertigkeit einen Bogen Notenpapier zwischen Ofenblech und Schaalenboden und hob glücklich auf demselbem die Wurst sammt der Brühe auf. Otto mußte das große Beschneidebrett herbeischaffen, welches die Stelle der Bratenschüssel vertrat.

Die Freunde setzten sich an die reich besetzte Tafel, denn außer der Bratwurst hatte William noch Eier und Hering aufgetragen, welchen letztern er unmittelbar vor der Chocolade zu genießen empfahl. Zugespitzte Holzspäne dienten als Gabeln, weil es William zu unbequem war dieselben vom Dienstmädchen besorgen zu las-

sen. Auf dem Tische prangte außer den erwähnten Gerichten eine Weinflasche, deren Etiquette einen guten Scharlachberger versprach. Mit großen Augen sah Rudolph den Wirth an, denn als er den Stöpsel abhob wehte ihm ein Weingeruch entgegen. Rudolphs electrische Batterie, wie Oken die Nase nennt, mußte volle Ladung haben, da er schon den Geruch des Weinstöpsels dem in der Flasche befindlichen ganz unschuldigen Wasser zuschrieb. Diese kleine Täuschung unterstützte den Humor der Gesellschaft.

William empfahl den Freunden, das Wasser durch den Machtspruch der Phantasie in Wein zu verwandeln. „Es liegt," sagte er, „alles nur in unserer Vorstellung. Ich sah einst zwei Verrückte, die ihren Wärter schon wochenlang um spanischen Wein gequält hatten, und das mit Brod abgekochte Wasser, welches ihnen der Arzt statt dessen wohl weißlich hatte vorsetzen lassen, seelenvergnügt für Wein trinken. Sie sangen dabei, scherzten und lachten, umarmten und küßten sich und mußten endlich total betrunken unter dem Tische weggezogen und ins Bette gebracht werden. Was hatte der Arzt dabei gewonnen, und was hatten die Verrückten verloren?"

Otto. Laß uns das nicht weiter untersuchen! so viel ist aber gewiß, daß wir in unserm Falle beide Theile gewinnen. Du brauchst das Wasser nicht zu bezahlen und wir ersparen den Thaler für den Wein.

Rudolph, der die in der That wahre Geschichte von den beiden Verrückten für einen Scherz hielt, wollte den Freund überbieten und sagte: das ist noch nichts! denke

dir: neulich stelle ich mir ganz fest vor, mein letzter Kupferdreier sei ein Doppellouisd'or. Ich trag' ihn zu meinem Schneider und bekomme auf die Rechnung von sieben Thalern vier Thaler zwölf Groschen preußisch zurück.

William. Komm her, mein Sohn! laß Dich umarmen! Solchen Glauben habe ich in Israel noch nicht gefunden!

Rudolph. Nicht mir! Dem Schneider die Palmenkrone des Glaubens!

Otto. Gemach! gemach! Die gläubigen Schneider haben einen zu strengen Glauben! Der meinige glaubt auch an mich und dieser Glaube kostet mich 23 baare Thaler.

Derartige Tischgespräche würzten das Mahl und schienen wirklich das Wasser in Wein verwandelt zu haben.

„Göthe sagt," nahm Otto im Laufe des Gesprächs das Wort, „Wer nie sein Brod in Thränen aß ꝛc."

Diese Worte entlockten einst zwei schönen Augen zwei noch schönere Thränen. Sie fielen über die blühende Wange rollend auf das schwerseidne, rauschende Atlaskleid. Die Weinende saß, ruhend vom festlichen Gastmahl auf einem schwellenden Divan und warf jedesmal, wenn sie eine Seite in Göthes Romane umwendete, dem aufwartenden Joli ein Zuckerbrödchen zu. Sie aß aber beim Weinen kein Brod. Ueberhaupt geschah es selten, wenigstens genoß sie es dann nicht mit Thränen, sondern mit Butter. — Ich aber saß der schönen Weinenden gegenüber und wollte die schönen Thränen

aufküssen von ihrem Schooße, aber eben als ich die Lippen nach dem kostbaren Atlaskleide neigen wollte, wischte sie mit dem Taschentuche in der rosenfingrichen Hand behutsam die reinen Thränen weg, damit sie keine Schandflecke zurücklassen möchten. — War das nicht tiefe Ironie? Sie tauchte ihren Dolch in die Thränen und stieß ihn mir in's Herz. Die Thränen aber wurden an seiner Spitze zu Gift.

William hatte während Ottos Rede das Haupt auf die Brust sinken lassen, die Hände, mit ihrer Fläche gegen einander gelegt, zwischen die Knie gepreßt und blickte mit den stechenden Augen unter den zusammengezogenen Augenbraunen nach dem Sprechenden auf. Sein Gesicht hatte einen mephistophelischen Ausdruck und ein dämonisches Lächeln zuckte um den Mund. Dabei rieb er sich die Hände zwischen den Knieen wie einer, der sich des Frostes erwehren will. Bei seinem heimlichen Lachen, das jetzt hörbar wurde, gab er einige ganz ungewöhnliche Töne von sich, denn er athmete nicht wie Andere dabei aus, sondern brachte durch das Einziehen der Luft die Stimmritze in entgegengesetzte Bewegung.

„Gift! Gift!" sprach er nach jenem kurz abgestoßenen Lachen. „Das ist ächtes Aqua toffana, jenes noble Gift, das man unter der Vignette einer Heiligen als Wunderbalsam verkauft. Hast schon recht leidliche Studien in der Giftfresserei gemacht. — Eine Laien-Nase würde in den Thränen Himmelsthau oder wer weiß was alles für schöne Sachen gespürt haben."

Otto. Vergifte mir die Thränen einer schönen Seele nicht, so lange sie noch im Auge schwimmen!

Ottos Zurechtweisung dämpfte Williams diabolische Laune, in welche sein leidenschaftlich erregtes Gefühl meist nur auf kurze Momente übersprang und gab einer edleren Ironie Raum.

„O nein!“ sprach er mit jener höhern Röthe der Wange, die ihn bei jeder heftigern Gemüthsbewegung überflog und wobei ihm die Stirn-Ader anschwoll, „schon um meiner selbst willen mag ich sie nicht vergiften, denn ich gedenke es nächstens einmal auch bis zu einigen solchen schönen Seelen-Thränen bringen zu können; und wie leicht könnte mir eine im Auge hängen bleiben und da vertrocknen. Ich freue mich schon im Voraus recht auf die nobeln Thränen!“

Rudolph. Warum sparst Du Dir denn die Freude auf, die Du, wie es scheint, jetzt und alle Augenblicke haben kannst? — Genire Dich ja nicht! (In Rudolphs Munde rundeten sich die spitzen Worte zum Drolligen ab.)

William. Denkst Du, das gehe so leicht? O da sind große Vorbereitungen nöthig! — Zuerst muß ich mein Gefühl hübsch poliren und modernisiren lassen; es muß in der feinen Welt die unanständige Roth- und Vollwangigkeit gegen eine interessante kränkliche Blässe eintauschen, es darf nicht mehr so blöde seyn und der Empfindung wie einer in ihrer keuschen Schönheit sich enthüllenden Jungfrau aus dem Wege gehen, sondern mit ihr liebäugeln und kokettiren lernen; überhaupt muß es Geschmack bekommen und feinen Takt, nach welchem es die verschiedenen Rührungen wählt, bevor es dieselben genießt. Hab' ich diese Vorstudien gemacht, dann bilde

ich meinen äußern Menschen dem innern nach. Ich sitze dann völlig gesättigt, wo möglich mit schwächlichem, überreizten Magen im seidnen Schlafrock auf dem schwellenden Divan, schnupfe keinen Tabak mehr, damit mir nicht etwa das Wasser eher in die Augen trete, als es nöthig und schicklich, lasse durch meinen Bedienten einem bettelnden Alten die Neige Champagner, die er für schwachen mit Essig versetzten Kornschnaps hinunterschluckt, verabreichen, weil er mir nicht bekommen möchte, preise im Stillen die Segnungen des Wohlthuns und lasse mich rühren und weine eine Thräne des Mitgefühls auf den Opferaltar der hungernden Menschheit — und die Thränen amüsiren mich sehr und auch der kleine Joli, der zu meinen Füßen sitzt und schöne macht und nach dem Zuckerbrödchen schnappt.

Rudolph. Schade, daß Du nicht Maler worden bist. — Du könntest ein großer Carricaturmaler seyn! Bei aller Fratze doch frappante Wahrheit!

Otto. Wahres, tiefes Gefühl meidet allerdings eher die Thräne als sie dieselbe sucht, ja es flieht dieselbe sogar, vielleicht weil sie zu heiß im Auge brennt und die Gluth des Herzens statt zu dämpfen nur wilder anfacht wie das in einen Glühofen gespritzte Wasser es thut.

William. Nicht das allein! Es hält sie auch geheim, wenn sie nicht wie bei Deiner Weinenden einer gewissen Gefühlswollüstelei entsprungen sind. Experimentire nur einmal mit Deinem eigenen und den Offenbarungen fremden Gefühls, und die Analyse wird Dir wunderbare Resultate geben! —

Rudolph. Laß' das Experimentiren! Reicher an Erkenntniß, aber ärmer am Herzen mag es Dich machen. Mich erfreut das Glühwürmchen, wenn es von Strauch zu Strauch wie ein geflügelter Diamant schwebt. Aber muß ich es darum auch haschen, ans künstliche Kerzenlicht in der Stube halten, damit ich über dem Anblicke des grauen unscheinbaren Würmchens die Blüthe, das Blatt oder den Halm vergesse, auf dem es glüht und leuchtet wie ein aus dem Lichthimmel auf die dunkle, freudenlose Erde gefallener Götterfunke?

Aus Williams Antlitz war die letzte Spur jenes ihm eigenthümlichen ironischen Zuges verschwunden. Der stechende Blick des Auges hatte sich zum sanften fast wehmüthigen Ausdrucke herabgestimmt. Mit jener wunderbaren Sehnsucht, welche die Erinnerung an ein längst entschwundenes Glück in uns wachruft, schaute er in Rudolphs stilles Gesicht, dessen harmonisch klarem Ausdrucke keine zerstörende Leidenschaft ihr geheimnißvolles Bildnerzeichen eingegraben hatte.

Als ob er in das Auge eines Kindes wie in einen heitern Himmel schaue, um sich in den längst untergegangenen des Paradieses der Unschuld wieder zurück zu träumen, so weilte lange sein Blick auf Rudolphs ruhig klarem Auge, das sein leidenschaftlich bewegtes Gemüth, wie ein Magnet die schwanke, aus der polaren Richtung aufgerüttelte Nadel, in Ruhe brachte.

Noch saß er schweigend dem Freunde gegenüber, indeß Otto sich am Anblick Beider weidete, als es pochte und:

V.

(Herr Kleebein kommt. Der Leser braucht aber nicht zu fürchten, gelangweilt zu werden, denn Herr Kleebein ist dießmal sehr kurzweilig, da er bald wieder geht. — Hierauf werden einige bunte Meßlichtbilder zur Schau gestellt, unter denen eine weißseidene Casseweika das merkwürdigste ist.)

Wie wenn auf einmal in die Kreise
Der Freude mit gigantschem Schritt
Geheimnißvoll, nach Geister Weise,
Ein ungeheures Schicksal tritt,

der junge Herr Kleebein in seiner bleichen Schöne vor ihnen stand.

Warum der geschmeidige Katzenbuckel sogleich zu einem Eselsrücken gefror, weshalb alle Schönheits-Wellenlinien seines Gesichtes plötzlich die vertikale Richtung annahmen, als er mit Schrecken bemerkte, daß William nicht allein und noch dazu in Gesellschaft seines Nebenbuhlers war, können sich leichter die Leser erklären, als es dem Kleeblatt möglich war.

Die ganze Ladung von Vorwürfen, die er William zugedacht, scheiderte mit einem Male und er selbst hielt sich noch an der Thürklinke wie an einem rettenden Schiffssplitter fest.

Mit der Versicherung, daß es ihm äußerst leid thue, die Gesellschaft beim Dinè gestört zu haben, von welchem nur noch außer einigen leeren Tellern die Wurst- und Eierschalen und das fetttriefende Beschneibebrett sichtbar waren, wollte er gleich wieder absegeln, aber William warf noch zu rechter Zeit seinen Arm als Enterhaken aus und zog ihn mit großen Complimenten zum Stuhle.

Nach den gewöhnlichen Stereotyp-Redensarten bei Gelegenheit von Visiten, welche William zur Belustigung seiner Freunde wie eine Lection aus Albertis Complimentirbuche herbetete, suchte er die Ursache des ungewöhnlichen Besuches zu erforschen. Daß sie von Wichtigkeit seyn müsse, sagte ihm die etwas feierliche Miene des Stutzers, welche die Schweißtropfen peinlicher Verlegenheit doch nicht ganz wie trockene Theatercharaktermalerei hatten wegwischen können.

Herr Kleebein sprach nur in kurzen abgerissenen Worten. Die Ausdrücke: Vermuthung, Indiscretion, Stichelreden ꝛc., welche in der vermuthlich vorher einstudirten Rede, die er aber jetzt entweder vergessen, oder an den Mann in Gegenwart der beiden andern Herren zu bringen nicht wagte, eine Hauptrolle spielten, ließen William, der von dem Vorfalle in des Legationsrathes Hause nichts wußte, den Sinn der Rede nicht errathen.

Weniger neugierig hinter die Sache zu kommen als muthwillig sich an der Verlegenheit des Männchens mit dem savoir vivre zu ergötzen, brachte William durch allerhand tiefklingende Phrasen, welche sich oberflächlich nur auf jene hingeworfenen Wörter bezogen, diesen vollends ganz aus dem Conzepte.

Da Otto wie Rudolph sich nicht länger getraueten das Lachen zu verbergen, empfahlen sie sich unter dem Vorwande dringender Geschäfte und überließen den Gepeinigten dem, einen äußerst delicaten Hofmann spielenden William aus Schonung allein, obwohl sie gern noch länger Zeugen dieser geschraubten und höchst komischen Unterhaltung geblieben wären.

Als nach einer ausführlichen Erörterung William hinter den Irrthum kam, in welchem die Familie des Legationsrathes hinsichtlich des nächtlichen Abenteuers auf der Treppe stand, ließ er seine angenommene Rolle fahren und lachte laut auf.

Ohne dem Herrn Kleebein völliges Licht zu geben, versicherte er auf Ehre, nichts von den Vorfällen im Schenkhause erzählt zu haben und reinigte sich mit unumstößlichen Gründen und Beweisen von dem schwarzen Verdachte.

Das ging nun Herrn Kleebein über alle Begriffe (und dazu gehörte bei ihm nicht viel). Indeß war's alles mögliche, daß er noch denken konnte, die Sache sey bereits von Seiten der Polizei ruchbar worden und könne vielleicht gar noch zu den Ohren seiner Aeltern kommen, welche seiner Ausrede bei Gelegenheit der Vorwürfe we-

gen des nächtlichen Außenbleibens, schon keinen Glauben geschenkt zu haben schienen.

Zerknirscht von Angst und Reue schlich sich der liebenswürdige Stutzer fort, um bei einer Tasse Caffee und einem Stückchen Kuchen den moralischen Katzenjammer zu lindern.

„Auch einer von den vielen, welche nur dann eine schlechte That bereuen, wenn sie Früchte tragen zu wollen scheint und die, ohne sich zu bessern, mit solcher erbärmlichen Reue den alten Adam in sich zu ersäufen meinen, während sie den ganzen Menschen in diesem sogenannten Bade der Wiedergeburt bis auf das letzte Restchen moralischen Salzes abwässern, wie einen Hering, der zuletzt geschmacklos und wäßrig wird!"

So sprach William bei sich, der ihm nachschaute und in's Café français eintreten sah.

Er blieb am Fenster stehen und betrachtete das bunte Gewühl der Menschen, das unter ihm auf der Straße sich drängte.

Das Leben in einer Handelsstadt, namentlich zur Zeit der Messe, wirkt auf den Fremden beinahe betäubend. Das Gerassel der Wagen und Karren, das Schürfen das Schleifen, das Gebrüll der Markthelfer, Fuhrleute und Verkäufer verschlingt das laute Geschwätz der tausend sich mühsam zwischen Pferden, Waarenballen, Buden und Tischen sich durchdrängenden Menschenmasse. Diese aber, auf dem kleinen Punkte aus allen Weltgegenden zusammengewürfelt, gewährt einen um so burleskeren Anblick als der Einzelne in ihr gesondert vom

Ganzen erscheint, denn obwohl er sich in diesen bewegt und herumtreibt, trägt doch jeder seine eigenen und gesonderten Interessen zur Schau.

William war das Meßtreiben nichts Neues mehr, ja es hätte ihm sogar lästig werden können, wenn es ihm nicht Studien zu seinen Carricaturzeichnungen der Menschheit geboten hätte.

Ein Schacher-Jude, der mit einem großen Packt abgetragener Kleider belastet einherschritt und bald an den Häusern hinauf bald auf die Vorübergehenden blickte, fesselte Williams Aufmerksamkeit.

„Was zu hanneln?!" rufte er einen Stutzer an, der den weißüberzogenen Fußknöchelfortsätzen einer Nymphe vom Pleisenstrande folgte wie ein hungriger Spitz der Wurst, die er in der Tasche eines Vorübergehenden wittert.

Im Vertrauen gesagt, hält die Schöne den Schmutz auf der Straße so hoch als ihr Röckchen (das heißt sehr hoch) — wir glauben indeß gern, daß es Augentäuschung sey.

Eben taumelt ein Betrunkener an einen Verkaufstisch und indem er ihn aus der symetrischen Stellung rückt, entwickelt die stämmige Verkäuferin die Lehre vom Stoße durch Experimente an ihm.

Während einige Kaufleute mit Rothschildsgravität langsam ihres Weges gehen, bald hier bald dort hin geschoben, beeifern sich viele junge Herrn, vermuthlich Musensöhne, weil sie immer Muse haben, auf Unkosten

der Commun das Pflaster abzutreten, wogegen die Damen von der Noblesse sich für das allgemeine Beste dadurch aufopfern, daß sie mit ihren langen Kleidern die aus dem Stadtfiskus besoldete Schleusenräumer- und Gassenfegergilde entbehrlich machen. Doch ist ihr Verdienst ein zufälliges und darum unzurechnungsfähiges. Sie verheimlichen, auf welch großem Fuße sie leben, vielleicht nur deshalb mit Hülfe der langen Kleider, weil man in Berücksichtigung, daß ein großer Fuß nothwendig das Straßenpflaster mehr in Anspruch nehme, als ein kleiner, eine besondere Pflasterbeisteuer von ihnen erheben könnte.

Aus diesen staatsökonomischen Betrachtungen wurde William durch den Anblick eines rothbäckigen Sohnes der Ceres gerissen. Behaglich steht er vor dem café français. Hinter und über seinem schweren, weit ausgeschweiften Filzhute mit dem breiten Sammetbande ist die Conditor-Firma: **au bon goût** zu lesen. Er aber hat sich zum Dolmetscher derselben aufgeworfen, indem er ein, zwischen einen aufgeschnittenen Dreiling gelegtes Bratwürstchen mit Gourments-Andacht verzehrt. Damit aber die saftige Wurstsauce nicht in den Schmutz träufle, hat er die hohle Hand untergehalten und macht sich so oft zum Gotte als ein Tropfen gleich einer Libation herunterfällt, den er, als sich geopfert, von derselben aufleckt.

„Armer Michel! oder wie Du sonst heißen magst, — dort unten auf der schmutzigen Erde liegt Deine Wurst mit sammt dem Brode! — eine rohe Abladerschulter hat Dir's aus dem offenen Munde gestoßen! — Du bist erstarrt? Weißt nicht, wie Dir geschehen?! —

Ach mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten, —
Und das Unglück schreitet schnell! —

Doch wie?! — Du trittst muthig gegen das Schicksal in die Schranken? — — Triumph! —"

Michel hat sein Wurstbrödchen glücklich wieder erobert. Die Schleife, die als rollendes Rad des Schicksals darüber hinglitt, hat es verschont.

„Michel Du issest?"
„Iß in Frieden o Michel!"

„Hast Du Dir doch mit einem ganzen Sechser aus Deinem ledernen, ehemals hoffnungsfarbigen Geldbeutel eine Seligkeit, die so lange dauert als das Bratwürstchen, und eine Erinnerung an einen Lichtblick der Freude erkauft, der bis zur nächsten Messe nachglühen muß wie die lange Morgen- und Abenddämmerung am Nordpole unserer lichtlosen Erde, wo die Sonne zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche Wochen lang weder auf- noch untergeht."

Von drüben herüber tönt der Choral: „Wachet auf ruft uns die Stimme rc." Die Leute, die ihn blasen, treiben damit ihr Gewerbe als Ratten- und Mäusejäger. Michel aber, nicht so leichtfüßig, hört andächtig zu.

Die schreiende Es-Clarinette, das prasselnde Horn mit seinen leibschmerzlichen Klängen, die schmetternde Trompete, auf welcher ein stämmiger Junge Feuersteine statt der Töne hervorlockt, und der schnarrende Fagott, welcher den Baß zu der Melodie hüstelt, ruften die Erinnerung an jenen Ostermorgen in Michels Seele wach,

wo sämmtliche Cantoreimitglieder denselben Choral vom Kirchthurme herabbliesen, als er die Jungemagd vom Herrnhofe beim Osterwasserholen foppte. Zum ersten Male hatte er da mit ihr geschäckert, sie hatte ihn zum ersten Male einen blauen Fleck in ihren sonnengebräunten Arm kneipen lassen, sie hatte ihm das erste Stelldichein auf dem traulichstillen Heuboden zugesagt, — sie hatte — ja — hatte! — Ach alles war vorbei! — Der Leineweber, der Sonntags in der Schenke beim Tanze grüne, gewirkte Handschuhe trug, der sie mit Doppelpommeranzen statt mit Halb und Halb tractirte, der sie Mamsell nannte — kurz, dieser Windbeutel hatte ihm den Rang abgelaufen!

„Wachet auf!" tönte es, und in seinem Herzen wurden alle die tiefen Schmerzen gekränkter Liebe wach. — Der Gutmüthige! Er hatte ein Päckchen Pfefferkuchen gekauft, das er ihr als Meßgeschenk heimbringen wollte. Der wilde Schmerz siegte über das milde Herz. Er zog den Pfefferkuchen aus der Hosentasche und aß ihn aus Rache und Verzweiflung selbst.

William ergötzte sich noch am Anblicke des Sohnes der Natur, als eine verschleierte Dame in einer weißseidenen, brillanten Casseweika vor Michel stehen blieb, der die Beine ausgespreizt, seinen untergestemmten Stecken zu einem Känguruhschwanze gemacht hatte, und so die ganze Breite des Trottoirs einnahm.

Mit Indignation blickte die Dame den Bauer schweigend an. Diesem aber war der Blick zu hoch gegeben. Der Bediente, welcher der Dame folgte, übersetzte den

in Hieroglyphenschrift des viel und doch zugleich nichts sagenden Gesichtes gegebenen Befehl ins handgreiflichste Deutsch und stieß den arglosen Michel vom Trottoir auf das schmutzige Straßenpflaster. Die Dame war kaum zehn Schritte gegangen, als sich ihr ein neues Hinderniß in den Weg stellte. Die Steine des Anstoßes waren diesmal wieder von Fleisch und Bein, welches einem Trupp Essenkehrerjungen zugehörte, die auf dem Trottoir das beliebte Kinderspiel, das Himmelhüpfen genannt, spielten. Abermals mußte sich der Bediente in's Mittel schlagen. Die schwarzen Besenritter aber verdroß als Anhänger der liberalen Parthei das aristokratische Verfahren; und während sie dem Bedienten in ihrer offenen Sitzung die freisinnigsten Reden hielten, fand einer derselben die weiße Dame so liebenswürdig, daß er auf der Stelle als Monostatos auf sie zusprang, nicht um wie jener in der Zauberflöte die schöne Weiße zu küssen, sondern in naher Berührung einen Theil seiner Mohrennatur an sie hinzugeben.

Schrecklich! die weißseidene Casseweika wurde zum Verräther der geduldeten Mohrenzärtlichkeit, der Mohr hatte abgefärbt und das brillante seidene Kleid schwarz mit Ruß beschmiert.

Vor Entsetzen trat die weiße Dame vom Trottoir auf die Seite. Ein Glück, das sie Schuhbänder trug, denn ohne sie hätte sich der Schuh wohl schwer von dem Compott von aus- und eingemachten Gassenfrüchten losreißen lassen, in welchem er steckte, wie jener Schlaraffenländer im Hirsebreitopfe.

William konnte sich des Lächelns nicht enthalten. Michel aber, der das Schreckliche mit angesehen, hätte dem schwarzen Besenritter gewiß einen Hieb versetzt, wenn ihn sein Rächerarm, der sich noch um eine ganze Stekkenlänge ausgedehnt, hätte erreichen können. Alles lachte über die albinirte Dame — nur Michel nicht, die edle Seele, die keinen Groll kannte, obwohl er wegen ihr auf die Seite war geschoben worden. Ohne Neid schritt neben dem reinlichen Trottoir sein wandelnder Fuß auf dem schmutzigen Straßenpflaster. Was sollte er ängstlich jedes reinliche Steinchen aussuchen und balancirend auf den Fußzehen über die Straße schreiten? — Er brauchte ja den Schmutz nicht zu schonen, denn es war völlig genug vorhanden! —

Dieser Auftritt hatte einige Gäste im café français an die Fenster gelockt, unter ihnen den jungen Herrn Kleebein, welcher, nachdem er in der schwarz und weißen Dame seine Frau Mutter erkannt, sich wieder in den Winkel zurückzog, besorgt, er möchte ihretwegen die Blicke und Fingerspitzen der Gaffer auf sich ziehen.

In der That, sie war es auch.

Eine schlimmere Fatalität hätte ihr nicht passiren können als diese; — eher hätte sie sich zum zweiten Male am Communionweine verschlucken und sich daran braun und blau husten mögen. — Das prachtvolle Kleid, das die Neiderblicke der Damen und das kokette Liebäugeln der Herren ihr zugewandt, das einen Ruf wie der Kopfputz der Königen Anna erringen sollte, dieses

Kleid, das einzige seiner Art in der ganzen Stadt, vielleicht auf der ganzen Welt — es war geschändet.

Ich sage: die Schandflecken der Seele waren Madame Kleebein eine Lumperei gegen die einer weißseidenen Hülle über ihrer Hülle. Sie, das lebendige Modejournal der Stadt, wusch und staffirte die Hülle ihrer Seele mit größter Sorgfalt aus. Zwar war dieselbe im Laufe der Zeit beim häufigen Gebrauch etwas unscheinbar geworden, doch gab sie noch ein recht leidliches Unterfutter für den äußersten Seelenüberzug ab, der um so glänzender und eleganter wurde, je mehr jenes der künstlichen Staffage bedurfte.

Die Seele der Madame Kleebein war wie die Casseweyka von weißem Atlas; und da sie aus Erfahrung wußte, daß er nicht rein zu waschen sei, resignirte die, wenn auch nicht offenherzige, doch hochwattbusige Dame auf ihre weiße Atlas-Casseweyka, konnte aber troß aller Seelenlänge, auf welche der bis zur äußersten Schlankheit ausgezogene Seelenüberzug schließen ließ, nicht über die peinliche Vorstellung voltigiren, daß Göttin Fama über das Motiv von dem schwarz gefärbten Atlaskleide eine große Phantasie mit Variationen auf der Posaune in der Stadt herumblasen werde.

William hatte kaum in der Bedrängten Madame Kleebein erkannt, als er auf die Straße eilte, um durch sein Erscheinen ihre Verlegenheit zu erhöhen. Die Schadenfreude war minder bösartig, als sie erscheinen mag. Sie hatte ihn früher mit zärtlicher Aufmerksamkeit zu beglücken beabsichtigt, aber William spielte aus Scho-

nung und Artigkeit den blöden Jüngling so lange, als bis sie in ungeduldiger Hast ihn zum Manne gereift glaubte und ihn mit sanfter Gewalt vor den halbgeöffneten Vorhang drängen wollte, der die eleusinischen Geheimnisse birgt. William aber brauchte keines Cicerone, und dankte, indem er die bisher mit Mühe gespielte Rolle aufgab, für das freundliche Anerbieten, indem er versicherte, daß er sich längst schon selbst orientirt habe.

Das hatte Madame Kleebein nicht erwartet. William, weit entfernt den Sieg über sie, die Schwächere, als Tyrann geltend zu machen und zu benutzen, behandelte sie von dem Augenblicke an mit noch größerer Aufmerksamkeit und gleicher Humanität wie früher und schürte so, ohne es zu wollen, die Kohlen, die er auf ihrem Haupte gesammelt, zu noch größerer Gluth an. Madame Kleebein ward seine erbittertste Feindin. Kein Wunder, denn je größer die Schuld einer kleinen Seele, desto größer der Selstbetrug im Hasse gegen die größere.

William ward zur Gegenwehr gezwungen. Die Schärfe seiner Satyre scheuchte Madame Kleebein, der es keineswegs an Geist fehlte, wofür auch ihre Neigung zur Koketterie zeugte, vom Kampfplatze. Ihn, den sie früher als blöden Knaben behandelt hatte, fürchtete sie jetzt und suchte nach Art der Schwachen durch allerhand kleinliche Intriguen, deren sie, ohne die Delicatesse gröblich zu verletzen, William nicht zeihen konnte, Rache an ihm zu nehmen.

Als William auf die Straße trat, sah er die Dame nicht mehr. Sie war in das Atelier ihres Friseurs ge-

treten, wo sie den nach ihrem Mantel und dem Wagen geschickten Bedienten erwarten wollte. Als sie Williams ansichtig wurde, zog sie sich von der Glasthüre hinter die Gardine zurück. William jedoch hatte gerade genug Zeit, ihr noch durch ein Compliment bemerklich zu machen, daß er sie bereits gesehen habe. Im café français suchte er den liebenswürdigen Herrn Sohn auf und ermangelte nicht ihn darauf aufmerksam zu machen, daß der Frau Mutter nach dem Vorgefallenen seine Anwesenheit bei dem Friseur ohne Zweifel angenehm sein werde. Herr Kleebein ging, aber nicht links zum Friseur, sondern rechts nach der Promenade.

William schritt ihm nach, verlor ihn aber bald aus den Augen, da ganz andere Gegenstände seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen.

Wir wollen ihm indeß durch die Reihen der Putzmacherbuden nach dem sogenannten wilden Budenviertel nicht folgen, denn unsere schönen Leserinnen möchten unter ersteren über den Mützchen, Häubchen, Blousen, Pellerinen, Chemisetten, Spitzenkragen und dergleichen Kostbarkeiten William vergessen, der hier und da bald einen schmachtenden bald einen feurigen Blick, bald ein verschämtes bald ein schnippisches Lächeln der Verkäuferinnen eroberte. —

In dem wilden Budenviertel aber ist gerade jetzt wenig zu sehen, weil erst Abends die wilden Thiere gefüttert und zum Probebrüllen durch Schläge, Stöße und Neckereien gereizt werden, so wie auch die Seiltänzer, Kunstreiter, Taschenspieler ꝛc., wie Sterne erster Größe,

erst mit einbrechender Dunkelheit am wilden Budenviertel-himmel aufsteigen.

Damit wir aber eine Scene ganz anderer Art nicht verpassen, lassen wir William ungestört seines Weges gehen.

Der Autor hat mit Hilfe eines Daguerreotyps das Zimmer im Gasthofe zum Anker, in welchem sie spielt, aufgenommen. Im nächsten Capitel wird er das Bild dem Leser zeigen, welches er noch obendrein mit beweglichen Camera obscura-Figuren zu decoriren versucht hat.

VI.

Der Besuch bei den Harfenmädchen, ein Capitel, bei dem sich der Leser das Beste denken mag.

Die Erkerstube der zweiten Etage im Gasthofe zum Anker diente zwei fahrenden Kindern der Tonmuse als Visitenzimmer, Schlafcabinet, Garderobe, Boudoir und Musiksalon. Die rechte Seite derselben hatte den Character des Schlafcabinets und der Garderobe; denn drei ziemlich elegante Gasthofbetten, über welchen eine Menge Kleider, Tücher, Spitzenkragen, Hüte und ähnliche Putzgegenstände ausgebreitet lagen, nahmen die Wand bis zum Fenster ein. Links bildete eine spanische Wand, welche einen Waschtisch verdeckte und ein Secretair, in dessen offenstehenden Fächern Arm= und Stirnspangen, Ohrgehänge, Ketten, Tuch= und Haarnadeln lagen, das Boudoir. Der vordere Winkel an der Thüre repräsentirte mit seinen dort angelehnten Harfen und Guitarren den Musiksalon. Daneben auf einem großen Reisekoffer lagen einige abgenutzte Notenblätter; auf dem Pfeilertischchen unter dem

Spiegel einige Veilchen und Monatsrosen = Sträuschen und in buntes Papier gewickelte Bonbons, die den Abend zuvor vermuthlich von einigen artigen Herren überreicht worden waren. Sie schienen keiner großen Aufmerksamkeit gewürdigt zu seyn, denn sie lagen unter einige abgenutzte Haaarwickel, unbrauchbare Bänderabschnitte, zerrissene Briefcouverts und ähnliche Gegenstände geworfen.

Das Zimmer im Ganzen, oder vielmehr die Anordnung des Einzelnen in ihm, verrieth eine gewisse geniale Liederlichkeit, ohngefähr das, was Novalis im poetischen Producte das Chaos nennt, welches durch den regelmäßigen Flor der Ordnung schimmern müsse.

Diese chaotische Unordnung belebten zwei jungfräuliche Gestalten, von denen die eine auf dem Fenstertritt mit einer Stickerei beschäftigt war, die andere aber zu ihren Füßen vor dem Tritt kniete und Granaten, welche zerstreut in der Stube lagen, an einen Faden zu einer Kette zusammenreihte.

Beide waren, obwohl schon nach Mittag, im Negligée. Die Stickende trug zu dem schneeweißen Unterröckchen ein gleiches Nachtcamisol, welches nachläßig reizend sich den schönen Formen ihres Körpers anschmiegte. Sie wendete das Köpfchen von der Arbeit nach ihrer Gefährtin und fühlte mit der feinen zarten Hand, wie man sie in der Regel bei den Harfenspielerinnen findet, nach ihrem blonden Haar, dessen reiche Fülle ein weißes Nachthäubchen umschloß. Sie hatte Wickel zu Locken in dasselbe gewunden und prüfte, ob sie noch alle fest seyen.

Schiller läßt seinen Fiesco sagen: das Frauenzimmer ist nie so schön, als im Schlafgewande," und er hat Recht, weil er das Wort an die ohne Zweifel schöne Julie richtet.

Anna war auch schön. Sie stand in jener Blüthezeit des Lebens, welche bei Entfaltung des ganzen Jugendzaubers ein immer noch höheres Aufblühen zur Vollendung ahnen läßt.

Das einfachste, schmuckloseste Gewand hat bei aller Nachläßigkeit in Verhüllung weiblichen Liebreizes den Charakter des Wahren und Natürlichen voraus, während der moderne Damenputz bei seiner erkünstelten Decenz an Koketterie erinnert und so das reine Wohlgefallen an der Schönheit zum lüsternen Begehr und piquanten Genusse umwandelt. Freilich wer sein Auge nie weiter zu schauen gewöhnt hat, als die enge Sphäre unseres verschrobenen, conventionellen Lebens mit seinen engherzigen Begriffen vom Schicklichen gestattet, sieht selbst in die Keuschheit die Wollust hinein und er trägt so das Eigne wie immer in das Fremde über. Ein Mensch mit unreiner Phantasie sieht überall auch unreine Bilder; und das Erröthen und Schaamaffectiren beim Anblick nackter Statuen der plastischen Kunst ist meist ein schlimmes Zeichen, denn bei unsern modernen Lebensverhältnissen ist jene hohe Herzensreinheit, welche vor der außer ihr sichtbaren Enthüllung der keuschen Schönheit betroffen wie vor dem Verrath eines heiligen Mysterion erschrickt, eine gar seltene Erscheinung geworden.

Anna war weder in die Geheimnisse der feinen modernen

Welt eingeweiht, noch hatten ihr die Erfahrungen, welche sie auf ihren Wanderungen durch die Welt als Harfenspielerin gesammelt, jene ungetrübte Reinheit des Herzens gelassen, welche in der Stunde der ersten Prüfung ihre Idealität an die Realität der Tugend verliert.

Anders verhielt es sich mit Marie, welche neben dem Fenstertritt knieete und die in die Stube gefallenen Granaten an eine Kette reihete.

Schiller hätte seinem Fiesco wohl nicht jene Worte sagen lassen wenn Marie die Julie gewesen, denn obgleich ihr Negligée dem der schönen Anna an Sauberkeit glich, so vermochte es doch nicht den Liebreiz der Gestalt zu erhöhen, weil es vielmehr zum Verräther der verblühenden Reize wurde, die den welkenden, überhängenden Randblättern einer überblühten Rose glichen.

Es giebt Frauen, die selbst im Verblühen noch einen Jugendliebeszauber auf Männerherzen durch die Jugendfrische ihres Geistes ausüben können.

Marie war zwar selbst im Verblühen noch schön, doch ihr Herz, zu früh gealtert unter reichen Erfahrungen eines unstätten Lebens, hatte sich gleichsam überlebt, und war der Blüthe ihres Körpers vorausgeeilt. Der Ausdruck von Theilnahmlosigkeit in dem bleichen regelmäßigen Gesicht, der kalte, gemessene Blick des dunkeln Auges und selbst die schlaffen Bewegungen der schönen Gestalt machten das Verblühen ihrer Jugendreize um so sichtbarer, als es ihrer Erscheinung etwas Abstoßendes gab.

Sie hatte glänzende Tage erlebt. Weit und breit

in Deutschland wie in Polen, wo sie singend zur Harfe eben so viele Herzen eroberte als Gold, ist sie bekannt unter dem Namen: schwarze Marie. Triumpfe der Minne wohl mehr als der Kunst feierte sie in Kalisch, wo vielleicht manche ihrer Kunstgenossinnen sie beneidet, wenn sie vierspännig einherfuhr und die Huldigungen ihrer Anbeter annahm.

Noch immer wußte sie jenes Interesse, das sie früher unter der Männerwelt erregt, geltend zu machen, durch Künste der Koketterie, und wer in der letzteren Zeit zur Messe in W...s Weinkeller der Syrene lauschte, wird sich vielleicht die Lage des an den Mastbaum gebundenen Odysseus haben denken können.

Noch immer reihte die schwarze Marie die dunkeln Granaten an einander und Anna sah ihr zu. Nach langem Schweigen knüpfte letztere ein gleichgiltiges Gespräch an, das sie von den Granaten, an welchen Böhmen reich ist, auf dieses ihr Vaterland und dann auf ihre Familienverhältnisse brachte.

Anna sehnte sich nach dem Sommer, als der Ferien-Zeit, die ihr gestatte einige Wochen in der lieben Heimath zuzubringen; Marie aber erklärte, das Leben zu Hause, wo alles beklatscht und durchgehechelt werde, langweile sie, weshalb sie seit vielen Jahren die Sommer- oder Meßferienzeit in den Bädern, bald hier bald dort zubringe.

Mariens kurze und absprechende Erklärung nöthigte Anna zum Schweigen. Sie drängte die aufwallende

Sehnsucht wieder in sich zurück und war verstimmt, weil sie dieselbe weder mittheilen konnte noch mitgefühlt wußte.

Es entstand eine abermalige Pause, während welcher sich Anna wieder an dem Stickrahmen beschäftigte und mit Nadel und Garn ein buntgemaltes Marienbild copirte.

„Es pocht Jemand!" sagte Marie, raffte die Granaten eilig zusammen, sprang auf und schmollte, daß sie sich von Anna habe bereden lassen, zum Nachmittage das Morgennegligée wieder mit der Staatsrobe zu vertauschen.

Otto und Rudolph traten ein.

„Willkommen, willkommen!" grüßte Anna und reichte freundlich lächelnd, halb hüpfend, halb zierlich sich verneigend den Eintretenden das Händchen. „Ich hoffte vergebens, Sie heut Morgen bei Primavesi zu sehen! — Aber das ist schön, daß Sie noch gekommen sind! — Ich habe ihr Liedchen auch recht schön unterdeß gelernt. Ich will's Ihnen vorsingen!"

Anna ließ in ihrer Freude die beiden Freunde nicht zu Worte kommen. Diese hatten auch die schwarze Marie begrüßt, welche ihren Gruß gleichgültig doch artig zurückgab.

Während Anna ihre Harfe holte und, mit dem Stimmen derselben beschäftigt, nur wie mechanisch das gleichgiltige Gespräch mit Otto unterhielt, suchte Rudolph ein Bild aus seiner Mappe und legte es auf Annas Stickrahmen. Ueber Mariens Gesicht flog ein plötzliches Lächeln der Freude beim Anblick des Bildes, welches das

wohlgetroffene Portrait Annas war, es wich aber eben so schnell wieder der gleichgiltigen Miene.

Rudolphs Frage, ob sie es ähnlich finde, machte Anna aufmerksam. Sie lehnte ihre Harfe hin, hüpfte nach dem Fenster und schaute freudig erstaunt bald auf das Bild, bald auf Rudolph.

„Aber wie stehts mit der versprochenen Belohnung?" fragte Rudolph, nachdem er sich lange genug an Anna's Freude geweidet."

„So geringen Lohn — entgegnete Anna, „wag' ich Ihnen gar nicht zu bieten, zumal da Ihnen die Forderung doch nur Scherz war."

„Schlagen Sie Ihre Küsse so gering an?" fragte Otto. — „Ich wünschte, ich könnte um solchen Preis Ihr Bild malen!"

Anna suchte die kleine Verlegenheit, in die sie die Freunde brachten, hinwegzulächeln; indeß Rudolph auf Auszahlung der Schuld drang.

Die Schüchternheit Anna's erfreute ihn, weshalb er ihr nicht entgegen kam, sondern ausdrücklich verlangte, daß sie ihm den versprochenen Kuß gebe, nicht aber von ihm erhalte.

„Ach ich kann gar nicht küssen," sagte sie, freundlich schmollend, worauf Otto bemerkte, sie habe gewiß Gelegenheit gehabt es den Männern abzulernen.

Nach kurzer Weigerung sagte sie endlich: „Nun, ich will's versuchen; aber sie müssen mich nicht auslachen!"

Mit diesen Worten hüpfte sie auf Rudolph zu und

küßte ihn. Er aber neigte sich nach ihr hin und umschlang die reizende Gestalt des Mädchens.

An dem Scherze und den fortgesetzten Neckereien nahm die schwarze Marie keinen Antheil, denn für sie, welche dieselben längst überlebt, hatten sie keinen Reiz mehr. Nur wenn Otto sie aus Artigkeit in's Gespräch zu ziehen suchte, griff sie aus der Erinnerung an Vergangenes eine passende Gegenrede auf und bekundete so einen sicheren Takt im Umgange des geselligen Lebens. Für Rudolph war ihre Erscheinung störend, doch weit entfernt, ihr es entweder merken zu lassen oder ein größeres Interesse zu heucheln, verhielt er sich indifferent gegen sie. Otto aber, der mit ihren Schicksalen und Erlebnissen ihr Wesen in Einklang brachte, zollte ihr statt Verachtung jenes edle Mitleid, das seine Tröstung dem Gefallenen nicht als solches, sondern als allgemeine Achtung vor der Menschenwürde in ihm zukommen läßt. Er glich dabei seinem Freunde William, nur daß er nicht wie dieser der Tugend des Unzurechnungsfähigen die Zähne wies und nicht offen und herausfordernd auf die Seite des Gefallenen trat, um ihn vor der Philistertugendwuth einer Pharisäerseele zu schützen.

Schon seit zwei Jahren kannten Rudolph und Otto die schöne blonde Harfenspielerin, welche ersterem als Modell zu einem Gretchen gedient und mehrere volksthümliche Lieder des letzteren, die er componirt und ihr eingeübt hatte, zur Harfe sang. Jede Messe hatte ihr ein neues Liedchen von Otto gebracht und die diesmalige außer diesem sogar ihr zierliches Portrait von

Rudolph. Hatte aber sowohl ihre Körperschönheit als ihre tonvolle Stimme das Interesse beider erregt, so steigerte sich dieses zum herzlichen Wohlwollen, als sie bei genauerer Beobachtung da echtes Gold fanden, wo sie nur Flittergold der Tugendkoketterie vermuthet hatten.

Anna gehörte zu jenen seltenen Naturen, welche sich den Frieden und mit ihm die Reinheit des Herzens durch jenes kindliche, unerschütterliche Vertrauen zu den Menschen erhalten, das sie in ihnen immer sich selbst wieder erblicken läßt und das nur so lange diese Selbsttäuschung unterhalten kann, als der Verstand durch den ersten Zweifel an der Herzens-Reinheit Anderer nicht zur Erkenntniß geführt wird.

Anna übersah alle die bitteren Kränkungen, welche hier Rohheit, dort dummer Stolz, hier beleidigte Eitelkeit einer flachen Seele, dort hämische Spottsucht eines verdorbenen Herzens ihr bereitete und meinte: es sei nun einmal so und es gehe jenen, die sie beleidigten, eben nicht anders und besser. Daher erschien oft als Lebensroutine oder als Schaamlosigkeit, was Folge jener Kinderreinheit war, die, wie Schiller sagt, selten, ja nie ein Mensch im Leben sich bewahren kann. Selbst der vorurtheilsfreie Beobachter konnte leicht irre geleitet werden, da bei der Wanderlebensweise eines Mädchens, die allein der Welt und ihren Gefahren Preis gegeben ist, Göthe's Wort: „das Kleinod ist durch manche Hand gegangen, auch die Vergoldung etwas abgenutzt,“ leicht seine Anwendung finden kann.

Anna war ganz in ihrer Freude aufgegangen. Sie

entwand sich schelmisch lächelnd Rudolphs umschlingendem Arme, ergriff dann die Harfe und sang:

Sing' mir ein fröhlich Liedchen,
So recht mit leichtem Sinn,
Ein Liedchen von der Liebe,
Du schöne Harfnerin!

Ich sing zu deiner Weise,
So recht aus froher Brust,
Gar schöne, schöne Lieder
Von Wander-Glück und Lust.

Das Lieben und das Wandern
Meinst du, das reim' sich nicht?
Doch singen wir's zusammen,
Da giebt's ein gut Gedicht.

Und weil ich lieb' das Lieben
Drum herz' und küß' ich dich;
Und weil ich lieb' das Wandern —
Leb' wohl, gedenk' an mich!

So lautete das Liedchen, das William gedichtet und Otto für Anna in Musik gesetzt. Zufrieden mit ihrem Naturgesange, welcher den künstlerischen Höhepunkt dieses volksthümlichen Liedchens zu erreichen vermochte, weidete sich Otto am Anblicke der Sängerin und suchte, nachdem sie geendet, die Worte der beiden letzten Strophen in Scene zu setzen. Da Anna aber das Wandern nicht gelten lassen wollte, sondern dringend bat, er möchte mit Rudolph noch verweilen und ihr beim Kaffee Gesellschaft leisten, so meinte sie, dürfe Otto von Rechtswegen auch die beiden ersten Zeilen des letzten Verses

nicht zur Aufführung bringen. Es entstand ein Streit. Während aber Otto ihr scherzend begreiflich zu machen suchte, daß das eine ohne das andere darstellbar sei, ja, daß das Lieben eher als das Wandern eine schöne, leicht auszuführende Scene gebe, trat Röschen ein, dieselbe, welche William am Morgen in der elenden Schenkstube gesehen, deren Portrait er besaß und die Rudolph aus der Erinnerung gemalt hatte.

Otto war nicht wenig überrascht, als er in ihr das vielbesprochene Original beider Bilder erkannte, mehr noch Rudolph, über dessen ruhig klares Gesicht die Freude ein höheres, flüchtiges Roth hauchte. Auch Röschen schien überrascht Rudolph hier wieder zu sehen.

Die heitere Laune, in welcher sie die Gesellschaft fand, machte die sehr ernst Gestimmte befangen. Rudolph, der es zuerst bemerkte, trat, nachdem sich die Mädchen freundlich begrüßt, zu ihr und der schwarzen Marie, an welche sich Röschen gewendet hatte.

Anna besorgte indeß den Kaffee. Erst als sie die Gäste zum Trinken nöthigte, gewahrte sie theilnehmend der Freundin Verstimmung. Sie setzte den Präsentirteller auf den leeren Fenstertritt, sprang auf Röschen zu, zog sie mit sanfter Gewalt an's Fenster, blickte ihr forschend in das dunkle Auge, dessen Feuer von Thränen gedämpft schien, und sprach, indem sie mit ihren weißen Händchen die brennenden Wangen Röschens bedeckte: „Was ist Dir liebes Röschen?! — Du bist traurig? hast wohl gar geweint?! — Ach nein! das darfst Du nicht!"

„Laß gut sein Anna! erwiederte Röschen, „s'ist nichts — nichts weiter! — das sind immer noch kleine Leiden, für die man Thränen hat; aber wenn man weinen möchte, daß man nicht weinen kann — dann — doch still davon. — Die Absicht, in welcher ich zu Euch komme, habe ich meiner Tante schon mitgetheilt. — Ich möchte gerne bei Euch wohnen, weil ich in meinem Quartier nicht bleiben kann, nicht bleiben mag. — Sie hat nichts dagegen. — Was meinst Du dazu?"

„Ei das ist schön!" versetzte Anna.

„Doch was treibt Dich denn eigentlich aus deinem Logis?" fragte die schwarze Marie, Röschens Tante.

Röschen erzählte den Auftritt mit Herrn Kleebein, welcher dem Leser schon bekannt ist. „Das, was mich," fuhr sie fort, „am meisten beängstiget, ist der geheime Polizeier, welcher Ruhe in der Stube stiftete, Herrn Kleebein fortschickte und der mich mit einem durchdringenden Blicke ansah, den ich in meinem ganzen Leben nicht vergessen werde. Er sprach vom Verhör des Beklagten und vom Zeugenverhör. Ich vergehe vor Angst und Schaam wenn ich vor Gericht erscheinen muß, wie der Wirth behauptete.

Rudolph versicherte lächelnd, er werde es dahin nicht kommen lassen, doch schien sie seinen Worten keinen Glauben zu schenken. Otto erklärte deshalb mit Ernst, daß der gefürchtete Polizeier gar keiner gewesen sei, sondern ein guter Freund von ihnen, Namens William, der aus Mitleid mit Hilfe dieser List Herrn Kleebein

den Fäusten der Gäste und der polizeilichen Untersuchung entzogen habe.

„Nicht möglich?!“ — rief Röschen getröstet aus, setzte aber nach kurzem Sinnen hinzu: „Aber warum hätte er mich denn mit jenem durchdringenden Blicke angestaunt? — Der Mann hatte etwas Unheimliches! — Nein, nein! — Sie wollen mich nur trösten! — Der, den ich meine, kann ihr Freund nicht sein — der war ganz gewiß ein geheimer Polizeier!

Otto und Rudolph schauten sich bedeutungsvoll an. William hatte allerdings zuweilen etwas Unheimliches in seiner Erscheinung, das in der Regel die Frauen leicht an ihm herausfanden und das eben so viel Anziehendes als Abstoßendes für sie hatte. Die Freunde hielten für Pflicht, William in Röschens Augen zu rechtfertigen; weshalb Rudolph erklärte, jener durchdringende Blick habe eine ganz besondere Veranlassung gehabt. „Unser Freund,“ fügte er hinzu, „hat Sie nämlich lange schon gekannt, bevor er Sie heut Morgen zum ersten Male sah.“

Röschen. Wie wäre das möglich?! — Mir ist noch nie ein Mensch mit so frappanter Eigenthümlichkeit vorgekommen — ich sah ihn ganz gewiß zum ersten Male, obwohl mir allerdings ist, als hätte ich ein ähnliches Gesicht schon einmal im Traume gesehen.

Rudolph. Entsinnen Sie sich nicht des fremden Malers, von dem sie mir gestern früh erzählt und der vor zwei Jahren Ihr Portrait malte?

Röschen. Wahrhaftig, mit ihm hat er Aehnlichkeit.

Rudolph. Kein Wunder, denn unser Freund ist

sein Sohn. Er hat Ihr Portrait in dem Nachlasse seines seeligen Vaters gefunden und trägt es seitdem immer in seiner Brieftasche mit sich herum. — Nun werden Sie sich wohl sein Staunen, seinen durchbohrenden Blick, wie sie ihn nennen, erklären können?!"

Röschen schwieg. Sie schien in tiefes Nachdenken versunken. Der seltsame Mann, dessen Sohn sie unvermuthet kennen gelernt, trat ihr lebhaft vor die Seele. Er war vor zwei Jahren in ihre Heimath gekommen, kannte ihre wahnsinnige Mutter, die bis vor sechs Monaten in der Irrenanstalt zu Prag versorgt war, erkundigte sich nach dem alten, längst verstorbenen Großvater und nach allem, was sich in der Familie ereignet, hielt sich mehrere Wochen in dem Städtchen auf, wohnte neben Röschen beim Nachbar im Gasthofe, besuchte sie täglich, unterhielt sich Stundenlang freundlich und liebkosend mit ihr; — und gleichwohl wußte kein Mensch wer er war, und was er hier wollte. Die Leute dachten dies und jenes, erklärten ihn endlich für einen Melancholischen und neckten Röschen mit dem still. Verrückten, den sie für ihren Anbeter hielten. Zuweilen glaubte auch Röschen an eine solche Leidenschaft des fremden Mannes, denn oft war er seltsam bewegt, schaute sie mit feuchtem Auge und einem unaussprechlich wehmüthigen Blicke an, drückte warm ihre Hand und verließ sie dann gewöhnlich hastig ohne Wort und Gruß, gleich als müsse er sich gewaltsam losreißen um nicht zu verrathen, was in seinem Innern vorging. Ein dunkles Gefühl kindlichen Vertrauens zog sie zu dem Manne, der eher ihr Vater als ihr Anbeter

hätte sein können. — Der Umgang mit ihm äußerte einen bedeutenden Einfluß. Sein ganzes Wesen sowohl als seine Gespräche hatten ihr eine größere Sphäre der innern Anschauung eröffnet. Je weiter der Kreis ihres innern Lebens wurde, desto beengender erschienen ihr die Schranken des äußeren, und mit dem Gefühle des Mißbehagens an den Umgebungen, an welche sie Geburt und äußere traurige Lebensverhältnisse fesselten, schwand die harmlose Heiterkeit des Herzens. So oft sie des alten fremden Malers gedachte beschlich sie ein wehmüthiges Gefühl und ein stiller Schmerz über die hoffnungslose Sehnsucht nach jener Welt der Phantasie, in welche er ihr den ersten Blick hatte thun lassen.

Anna, die nicht ahnte, wie unglücklich sich Röschen fühlte, riß sie aus ihrer Vertiefung mit freundlicher Hast und zeigte ihr, durch das vorhergehende Gespräch wieder an ihr schönes Bild erinnert, das von Rudolph gemalte Portrait. Der Conductor ihres Herzens war nun einmal mit positiver Electricität der Freude überfüllt; kein Wunder, wenn ein Funke auf das negative Röschen übersprang

Marie, welche dem Wirthe die Ankunft der neuen Miethsgenossin gemeldet, trat wieder ein.

Das Gespräch bekam bald eine andere Wendung, wobei die Charakterverschiedenheit der drei Mädchen auffallender hervortrat.

Anna suchte den beiden Freunden durch scherzhafte Drohungen mit Verlust ihres Wohlwollens das Versprechen abzunöthigen, zum Abende zu Primavesi zu

kommen und wollte die angeblichen Geschäfte und dringenden Abhaltungen nicht als triftige Entschuldigung gelten lassen.

Die Freunde empfahlen sich.

Im Hofe standen sie still und sahen einander lange schweigend mit verbissenem Lachen an. Endlich sprach Rudolph, nachdem seine Hände mathematische Messungen der Taschenräume angestellt hatten; Nichts! Nichts! das ist mein alter Fluch!

So können wir also nicht zu Primavesi gehen? —

Vielleicht schafft William Rath! Laß uns nach dem wilden Budenviertel wandern! Wir treffen ihn jetzt dort, denn er sagte mir, daß er unser Factotum, den langen Ralf in seiner Glorie als angeputzten Ausschreier vor der Lappländer Bude beobachten müsse — und du weißt, jetzt beginnt die Eröffnung derselben! —

Von der Straße nickten die Freunde der aus dem Erkerfenster nachschauenden Anna noch einen freundlichen Gruß zu und eilten nach dem Budenviertel.

VII.

Dieses Capitel schließt eben so drollig, als es beginnt. — Der Leser wird gebeten dem Kleeblatte durch das wilde Budenviertel zu folgen, was er, da es Nacht ist, schon riskiren kann, denn er macht eine wichtige Bekanntschaft, nämlich mit dem langen Ralf.

Es war dunkel geworden. Wie eine leise Ahnung durchzitterte das letzte nachglühende Abendroth den Himmel, der mit seinen im Morgen höher aufblühenden Sternen der dunklen Erde Grüße aus der Lichtwelt der Ewigkeit zuwinkte.

William hatte sich aus dem Gewühl der Menschen zurückgezogen und saß einsam und unbeachtet auf einer steinernen Bank vor der Thür eines an den Budenplatz angrenzenden Gartens. Wie im Abenddunkel die Formen zerrinnen und die nebelduftige Ferne sich verliert in den Nachthimmel, so zerrannen in ihm die Formen der Gedanken in Gefühle und träumerisch verlor sich der sondernde Begriff in den endlosen Himmel der Ahnung. Das nüchterne Tageslicht seines Seelenlebens hatte sich

zum Helldunkel verklärt und die Nacht rufte die Sterne am Himmel seines Herzens wach. Sein Geist, magisch in ihre Sphäre gebannt, weilte bei ihnen, aber es war ihm, als ziehe ein böser Dämon das Irdische in ihm auf die Erde herab.

Der Hymnus, welchen die wilden Budenviertelmusikanten der Nacht als ein Nocturne im türkischen Geschmacke brachten, war das dämonische Element, welches William auf die Folter spannte.

Obgleich die B-Tonarten der Blechinstrumente das Hauptchor bildeten, so schwärmten doch die Kreuztonarten der Leierkästen, Fiedeln, Flöten, Harfen ꝛc. als feindliche Volontairs um dieses herum und trieben es gewaltig in die Enge. Einige große Trommeln ließen mit ihrem Schlachtkanonendonner nicht errathen, auf welche Seite sich der Sieg neigen werde, daß aber ein furchtbares Gemetzel stattfinde, war gewiß. Jede größere Schaubude außer dem Wachsfigurenkabinet und den fremden Thier- und Menschenbuden, hatte ihr besonderes Orchester oder ihre besondere musikalische Armee. Es war ein förmlicher musikalischer Völkerkrieg, in welchen sogar die mit Harfen bewaffneten Jungfrauen und der blinde Leierkastenmann, der von Morgen bis Abend den Choral: Nun ruhen alle Wälder, abdrehte, verwickelt waren, jenes Kunstleierkastenmannes zu geschweigen, welcher sämmtliche Potentaten Europas, Napoleon in der Mitte und einige bebesete Essenkehrerjungen im Rücken, die alle mit den beweglichen Armen tacktmäßig vagirten, ins Feld hatte rücken lassen.

Als Wachtfeuer brannten rings die Kohlenpfannen der Fleischerbuden. Der Opferduft von dampfenden Bratwürstchen stieg aromatisch zum Himmel und ein hungriger Windhund, der die Delicatesse gewittert und vergebens vor dem Wursttiegel schöne machte, winselte das Opferlied.

Dazwischen brüllte Mensch und Vieh, so daß Otto, welcher mit Rudolph durch die Buden wandernd William suchte, es dem armen blinden Leierkastenmanne als tiefe Ironie auslegte wenn er sang:

Nun ruhen alle Wälder,
Stadt, Menschen, Vieh und Felder.

Mitten in diesem Toben forderte eine einäugige Olims-Jungfrau Rudolph auf, in ihrem Zauberspiegel seine Liebste für einen Sechser zu sehen. „Das kann ich umsonst haben!" entgegnete er; aber die zauberlose Zauberin verstand ihn nicht und meinte! „Pfui Teufel — so ein vornehmer Herr will's umsonst haben? Wenn er noch gesagt hätte: „Einen Dreier spendir ich dran, so wär's doch ein Wort gewesen aber — — —

„Hier werden Sie sehen, wie der Engel Gabriel Adam und Eva aus dem Paradiese jagt! Rechts ist der Engel Gabriel, links Adam und Eva!" — So schrie ein Guckkastenmann aus und fügte hinzu: „Kommen Sie her, meine schönen Herren! beehren Sie mich und gucken Sie nur ein einziges Mal in das Loch! — Wollt ihr weg ihr Jungens vom Kasten?!

Der Guckkastenmann machte sich selbst mit seinem spanischen Rohre statt des Flammenschwerdtes zum Ga-

briel und trieb die Jungen vom Paradieskasten. Mit Gewalt schob er darauf als Paradiespolizeier Otto vor das Loch (das heißt nicht figürlich) und dieser sah auf dem Bilde links Adam und Eva, wie sie Gott erschaffen, rechts aber den Engel Gabriel im grünen Frack, dreieckigem Hute und gelben Lederhosen.

„Ach das ist schön!“ rief Otto mit wichtiger Miene, welche den Umstehenden, noch im Zweifel ob das Paradies wirklich einen Dreier werth sei, eine gute Empfehlung war und dem Guckkastenmanne eben so viele Dreier auf einmal einbrachte, als sein Kasten Löcher hatte.

Während die beiden Freunde, versunken im Anschauen der Schaulustigen vor dem Guckkasten, Betrachtungen über die civilisirte Gegenwart anstellten, welche keines grimmigen Gabriel mehr bedarf, um die Adamskinder aus dem Paradiese der Unschuld zu jagen, da sie einander selbst bald als bezaubernde Syrenen bald als parfumirte Liebesritter davon weglocken, zog sie die schnarrende Stimme ihres Factotums, des langen Ralf, vom Paradieskasten weit hinweg, zur ärmlich kleinen Hütte, wo fremde Menschen fremde Sprache reden, nämlich — zur Lappländerbude.

Der lange Ralf hatte das Amt der Schlüsseln, das ihm eine tägliche Leibrente von acht Groschen eintrug. Ein Petrus stand er davor und predigte das Evangelium von dem Lappenhimmel, und die daran glaubten, mußten vier Groschen zahlen. Predigte er auch vielen tauben Ohren, so that er es doch unverdrossen. Nur wenn die neugierige groschenlose Jugend sich durch die Astlöcher

und Bretterspalten in den Himmel blickend stahl und seine Mysterien durch profane Rationalistenwitze entweihte, unterbrach er seine Rede zuweilen mitten im Worte, setzte sie aber, sobald er mit Hülfe eines spanischen Rohres sein Amt als Himmelspedell verwaltet, gleich wieder fort.

Erhaben über das Gelächter, Gezisch und die Schimpfreden der Verscheuchten glich er einem Märtyrer. Jenen Jungen, der ihm das blaue schnuptabakfarbig marmorirte Taschentuch so weit aus der aufklaffenden Spalte seines im Freien schwebenden Rocksackes zupfte, daß in der Mitte desselben sich einige Ein- und Durchsichten eröffneten, strafte nur ein vornehm verächtlicher Blick. Er ging aber an dem Jungen ganz spurlos vorüber weil er, zu hoch gegeben, als Augenblitz über der gewöhnlichen Athmosphäre hinschoß; denn Ralf war sehr lang, und der kleine Junge hatte noch dazu krumme Beine.

Ralf war ein großer Mensch. Man vermißte deshalb die Absätze seiner Stiefeln nicht, mit denen er zugleich die alte Wahrheit, daß unter der Sonne alles vergänglich, abgelaufen hatte. Er hielt es halb mit der classischen, halb mit der romantischen Fußbekleidung, denn dem romantischen Schuh fehlte stellenweise das Oberleder und die klassische Sandale vertrat in der Mitte der Fußsohle ein Stück von jenem guten Leder, welches der lange Ralf schon beinahe siebzig Jahre lang getragen hatte und das noch nicht zerrissen war. Seine Handschuhe waren von gleichem Leder.

Die Beinkleider aber, welche er trug, konnte nur der würdig schätzen, welcher wußte daß er ein emeritirter

Theaterschneider war. Das war aber schwer zu errathen, denn hinter seinem breitgeschulterten Rücken und der stämmigen Knochenfigur verkroch sich der schlanke Kleiderkünstler. Ralf war offenbar ein ungewöhnlicher Mensch; das verbürgten seine Hosen. Täglich opferte er der Uebung in der Nadelführerkunst ein Stündchen, wozu ihm besagte Pantalons immer Veranlassung gaben. Mit christlicher Ergebung trug er im Hosenkreuze sein Kreuz, verdammt zum ewigen Flicken, wie Sisiphus zum Steinwälzen und die Danaiden zum Wasserschöpfen.

Ralf war eine Art lachender Philosoph. Nicht daß er immer gelacht hätte, im Gegentheile trug er immer sein Gesicht als Symbol seines langen hungrigen Magens zur Schau, sondern weil er weniger Kleiderverfertiger als Kleiderreiniger sich als den Erhalter nicht tiefer als den Schöpfer stellte, ja sogar, vom lutherischen Katechismus belehrt, in der Vereinigung beider Eigenschaften zur höheren Vollkommenheit vorgeschritten zu seyn glaubte.

In seinem weißen Flausröckchen, das ihm einst „zur lustigen Mayenzeit" ein Musensohn geschenkt, lag entweder eine tiefe Ironie auf seinen jetzigen Beruf, oder er gab den Sündenbock ab, der den Schmutz seiner Mitbrüder auf sich genommen hatte. In jedem Falle war er aber eine sehr interessante Maler-Studie, denn er schillerte in den verschiedenartigsten Tinten, oder vielmehr Stiefelwichsen, die sich in der Nähe der Taschenschlitze ins glänzende Schwarz verliefen.

Der lange Ralf trug aber heut den Werkel- und Sonntagsrock nicht. Er hatte sich eine reich mit Flitter-

gold besetzte Liverey aufgezwängt, und eine ziegelrothe ebenso decorirte Tuchweste, beides aus der Lappen-Garderobe.

Ralf war für Größeres geboren: das bewiesen seine Arme, welche wie Spargelschößlinge weit über die Aermel vorragten. Drohten auch nicht jungfräuliche Reize die rothe Weste wie einen Venusgürtel zu sprengen, so gewährten doch einige ausgerissene Knopflöcher einen Blick in jene Gefilde, von denen Schiller singt:

„Dort erblick' ich schöne Hügel!"

Ralf war aber kein Hochländer, sondern ein geborner Flachländer, obwohl ihn früher oft die Sehnsucht nach den Bergen getrieben.

Ralf stand also vor der Bude und ließ seine Stimme erschallen. Rudolph und Otto hörten ihm zu. In ihrem protestantischen Gemüthe wurde aber keine Sehnsucht nach dem Lappenhimmel wach, vielleicht weil das Wunder, des Glaubens liebstes Kind, sie dafür nicht gewinnen konnte, da ihnen der Glaube fehlte, oder weil sie die Vorstellung ihres christlichen Himmels in jenen übertrugen.

Das Wunder, als welches der lange Ralf die Erscheinung der Lappländer in der deutschen Handelsstadt erklärte, war nämlich nichts gegen das, an welches die Freunde, als das einzige glaubten, das ihnen begegnen könne und zwar: an den Geldüberfluß ihrer Kassen. Die von Jugend auf eingeprägte Vorstellung vom christlichen Himmel mit seinen singenden, orgelnden und posaunenden Pausbacken-Engeln, seiner ewigen Betstunde und seiner

göttlichen Langeweile ließ sie aber um so weniger auf bezaubernde Huris in dem Lappenhimmel hoffen, als das große Bild vor der Bude nicht im Entferntesten die Vorstellung von besagten Engeln des islamischen Himmels in ihrer Phantasie aufkommen ließ.

Rudolph und Otto machten sich dem langen Ralf bemerkbar, der, so bald er sie erkannt und begrüßt, mitten in seiner Rede abbrach und sie mit vielen Complimenten zum Eintreten nöthigte. Er imponirte dadurch nicht wenig den Umstehenden, namentlich der Gassenjugend, indem er sich das Ansehen gab, als sey er den beiden vornehmen Herren sehr genau bekannt und könne sich ihrer besondern Gunst rühmen. Huldvoll lehnte Otto das Anerbieten ab und fragte Ralf, ob er William nicht gesehen habe.

„Vor einer halben Stunde war er bei mir," berichtete der lange Ralf. „Der brave Herr! Ich hatte schon 2 Stunden lang in der Nässe gestanden und fror. Ich klagte es ihm; da, denken Sie sich, gab er mir ein kleines Trinkgeld, wie er's nannte und drückte mir diesen Thaler hier in die Hand."

Nach einer Pause, während welcher er den Thaler wieder zu sich steckte, fügte er hinzu: „Herr William erwartet Sie, denn er hat mich gleichfalls nach Ihnen gefragt. Auf jeden Fall ist er noch in der Nähe."

Otto und Rudolph verließen den langen Ralf mit der Ordre, daß er William, so bald er ihn sehen würde, sagen solle, er möge ihrer an der Bude harren. Drauf machten sie wieder die Runde und erkannten in

der dunklen Gestalt, die auf der Steinbank vor der Gartenthür in den Mantel gehüllt saß, nicht, wie sie vermuthet, einen Betrunkenen, sondern William, der, versunken in seinen Betrachtungen, sie nicht eher bemerkte, als bis sie ihn rufend aufrüttelten.

William stand auf, faßte die Freunde bei der Hand, drückte sie hastig und wies mit der linken, nachdem er wie ein Erwachender sich die Augen klar gerieben, nach dem Himmel. Die Freunde blickten in Williams ernstes Gesicht und schwiegen.

„Schaut dort," sprach er, „jene beiden Sterne möcht' ich als leuchtende Augen in einen Todtenschädel setzen und dieser müßte das große gewaltige Lied von der Ewigkeit singen. Ich zög' ihm eine Narrenkappe über und ließ ihn dann für's Geld sehen. Meint ihr, die tobende Menge werde verstummen vor seinen Vernichtungsblicken und seinem gewaltigen Liede von der Ewigkeit? — O nein! sie lacht, applaudirt und ruft bravo, denn die Narrenkappe steht dem Todtenschädel gar zu possirlich!"

„Das glaub' ich auch," versetzte Otto, der den Zusammenhang errieth, in welchem Williams Rede mit seinen vorhergegangenen Betrachtungen stand. „Indeß," fügte er hinzu, „mag ich den Leuten darum nicht zürnen. Laß ihnen doch die Freude an der Narrenkappe und zwinge sie nicht, über sich zu schauen; denn was über der Zeit und dem Raume, ragt als Tantalus-Felsen Vernichtung drohend über ihren Häuptern. Glücklich daß sie nicht sehen und wenigstens die Fühlhörner ihres Geistes nach untenhin ausstrecken, wo sie kriechen!"

„Du hast Recht!“ versetzte William. „Jedem für seinen Sechser wie's ihm schmeckt! — Wie aber dann, wenn der Appetit größer wäre als der Sechser?“

Rudolph. Dann muß er's machen wie wir jetzt mit Dir, er muß subtrahiren und sagen: kann ich nicht, so borg' ich eins!

William. Nur darf er nicht wie Du eine größere Zahl von einer kleineren abziehen wollen.

Otto. Im Ernste? So hätten wir uns verrechnet?

Es ergab sich bald, daß sich die Freunde wirklich verrechnet hatten. William hatte seinen letzten Thaler, in Ermangelung einer kleineren Münze, dem langen Ralf geschenkt, der vor Frost klappernd mit blauer Nase und steifen Händen seinen auswendig gelernten Sermon herbeten und mit der Gassenjugend einen ungleichen Kampf bestehen mußte. Auf das halb und halb zugesagte Rendezvous in der Weinhandlung mußte das Kleeblatt deshalb Verzicht leisten. Otto und Rudolph resignirten lachend, William aber, den die Erinnerung an Röschen zu lebhaft in Anspruch nahm, fand den augenblicklichen Mangel des positiven Vermögens um so unbequemer, als er gehindert war, das am Morgen schon gesuchte Original zu seiner geerbten Copie näher in Augenschein zu nehmen. Nach kurzem Sinnen beschloß er, das Deficit seines positiven Vermögens mit dem Plus seines negativen (wie er seine Schulden nannte) auszugleichen.

„Kommt! kommt!“ rief er hastig mit einem listi-

gen, schlauen Lächeln, wobei sich die fein markirte Nase schärfer zuspitzte, und zog die Freunde mit sich fort.

„Wir haben," fuhr er fort, „gewettet, und zwar um zwei Flaschen Madeira. — Ich habe die Wette verloren — muß sie heut Abend auszahlen. — S'ist eine Ehrensache. — Ich rufe den Wirth bei Seite und raune ihm die Worte in's Ohr: „Schicken Sie mir übermorgen gefälligst die Rechnung!" — und — — nun das Uebrige findet sich! Also frisch auf Kameraden! — Oder wollt Ihr lieber um einen anderen Wein gewettet haben?" —

„Wenn ich verloren hätte, so würde ich einen guten Samos zum Besten geben, zumal da er uns neulich schon so trefflich gemundet" — sprach Rudolph, und Otto flüchtete ihm bei, indem er bemerkte, nur ein seltener Preis gebühre einer so seltenen Erfindung.

„Ihr habt Recht," sagte William. „Ueberdieß hat der ungewöhnliche Wein den Schein der Wahrheit unserer Lüge für sich. Also Samos!"

„Samos! Samos!" rufte das Kleeblatt und eilte von dannen. Ein alter Fiedelmann, der sich zwar nicht wie angeblich Paganini in den Bleidächern von Venedig, doch in einer deutschen Versorgungsanstalt für unberufene Langfingerfertige zum Virtuosen gebildet hatte, sang ihnen das schöne Lied nach:

Ueb' immer Treu und Redlichkeit
Bis an dein kühles Grab! —

VIII.

Weinkeller = Meß = Scene. — Der Leser macht einige neue Bekanntschaften, auf die er aber nicht stolz zu seyn braucht. — Zum Schlusse große Duell = Ausforderung!

In blauen Nebel gehüllt, vom Opferdampfe brennender Cigarren umflossen, saßen Anna und Röschen mit ihren Harfen in der großen Niesche der Weingaststube. Die Niesche war offenbar früher eine kleine Kammer, deren durchbrochene Scheidewand den Breitedurchmesser der eigentlichen Gaststube blos bis zur Hälfte erreichte, so daß letztere in zwei Quadrate zerfiel, deren rechtes außer dem Gesichtskreise der Niesche lag. Im Winkel rechts saß ein runder, wohlgenährter Dichter, der sich mit einem Nösel Scharlachberger für den Weltjammer begeistern wollte, mit welchem er seinen neuesten Roman wie ein Kaufmann seine schwachen Carotten, einsauçte. Er brauchte für heute Abend noch viel Jammer, denn er mußte im

letzten Capitel seines Romanes noch einen Aristocraten umbringen, einen Verrückten das Schwerdt der Nemesis schwingen lassen, die Herzen zweier Liebenden vollends in Fetzen zerreißen und am Schlusse noch ausführlich mit schönen Worten sagen: „Seht das ist das Werk der Weltzerrissenheit unserer Zeit!“

Neben ihm saß ein weltzufriedener Herr von der Handlung, wie die Logis=Vermiether die Söhne Merkurs, des Götterjuden, tituliren, wenn sie selbige als Aftermiether suchen. Die Zierlichkeit, mit der er das Messer handhabte, verrieth daß er ein Schnitthändler sey. Er ahnte nur den Weltjammer, wenn er Katzenjammer hatte. Es war kein Wunder, da sein ausgebildeter Magen die höheren Functionen des Herzens übernahm. — Der Glückliche! Er konnte seinen Welt=Katzenjammer mit italienischem Sallat stillen — aber der Dichter?! —

Vis a vis dem zufriedenen Herrn von der Handlung saß ein Musiker, der die Quinten, Octaven und Querstücke der Harfenmusik nicht hörte, weil er sich in den Himmel, der voll Geigen hängt, getrunken hatte. Geblendet von dem Himmelslichte, blickte sein Auge unsicher umher. Er rückte die Brille bald so bald so, guckte bald auf den Dichter, bald auf den Herrn von der Handlung und es kam ihm alles so lustig und drollig vor, daß er seinen Uebermuth an dem neben ihm sitzenden Tanzkünstler ausließ, an welchem die stumpfen Witz= und Spottpfeile des Musikers nicht abprallten, sondern wie in einer frischgekneteten Thonscheibe stecken blieben.

In demselben Winkel saß ein prächtiger Makintosh, welcher über eine Menschengestalt gezogen war, von der weiter nichts zu sagen ist. Der Makintosh trank Wein, rauchte eine Cigarre und las die Modenzeitung.

Der übrige Theil der Weingäste hatte die Harfenmädchen in Belagerungs- und Blocadezustand versetzt.

Anna warf die groben Artigkeiten, die als schwerfällige Bomben ein bekanonter Musensohn auf sie geschleudert, geschickt, noch ehe sie zerplatzten, als leichte Federbälle zurück. Röschen aber, welche als eine neue Erscheinung die Aufmerksamkeit der Gäste besonders in Anspruch nahm, schwieg und hielt mit ernstem Blicke der dunklen feurigen Augen, die Zudringlichen sich fern. Scheu wichen sie zurück wie wilde Thiere vor dem ausdrucksvollen Menschenauge. Beschämt fühlte sich keiner, denn der eine fand sie langweilig, der andere erklärte sie für eine Masette und der Dritte hielt sie für bornirt.

Die Ankunft Williams mit Otto und Rudolph lenkte die Aufmerksamkeit sämmtlicher Gäste nach der Thür, denn Anna nickte mit verklärtem Gesicht den Ankommenden einen Gruß zu, und über Röschens schönes Gesicht flog zum ersten Male ein Strahl der Freude, und wandelte den abschreckenden Frost in den Ausdruck liebenswürdiger Anmuth.

Schneller als bei anderen Gästen kam der Kellner herbei, der nicht von heut und gestern, sondern von Weihnachten her war, wo ihm das Kleeblatt die thönernen, mit bunten Papierblumen angeputzten Cigarrenpfeifchen,

die er ihnen zum Weihnachtsgeschenke gemacht, dick versilbert hatte.

„Zwei Flaschen Samos?!“ fragte er laut, daß es die Gäste hören sollten. „Eine sehr schöne Wette! — Sie werden nicht bereuen, sie verloren zu haben — Extrafeiner Wein! von bester Qualität! — Sogleich zu Diensten!“

Der Makintosh, über dessen Kragen ein Ding wie ein Kopf hervorragte, drehte sich ein wenig um, warf einen malitiösen Blick auf William und, gleich als wolle er ihn herausfordern und überbieten, rufte er: „Kellner! Eine Flasche Champagner di Syllery!“

Der Trinker rief,
Der Kellner lief.

Ehe noch die Freunde ihre Hüte, Mäntel und Stöcke abgelegt, begann Anna schon das Liedchen zu singen, das ihr Otto zuletzt eingeübt hatte.

Otto nickte ihr für die Aufmerksamkeit dankend zu, indeß Rudolph und William sich Röschen näherten.

Die Ankunft des, den meisten bekannten Kleeblattes, brachte einige Unordnung unter die Belagernden, denn sie lenkte die Aufmerksamkeit der Mädchen ganz von ihnen ab.

Während der Pause knüpfte William, nachdem er das Porträt vorgezeigt, mit Röschen ein Gespräch an, wobei sie zum Staunen der abgewiesenen Gunstbewerber, unter denen der Makintosh der vornehmste war, sich eben so liebenswürdig als artig zeigte.

Williams Benehmen trug nicht wenig dazu bei. Bei reinem, uneigennützigen Wohlwollen zu den Menschen

wußte er jedem diejenige Seite seines Wesens zuzukehren, die als vorherrschende im Andern einen Anhaltepunkt, eine Brücke zum gegenseitigen Verständnisse bieten konnte. Er that dieß, was Folge seines vielseitigen Characters war, unbewußt, ja es geschah nicht selten, daß er den zweideutigen Motiven und Handlungen derer, die er lieben gelernt, idealisirend seine eigene bessere Ueberzeugung unterschob und deshalb wohl den Schein der Falschheit in den Augen Kurzsichtiger und Einseitiger gewann.

William fühlte sich mehr als gewöhnlich von Röschen angesprochen. Weder geschraubt höflich noch vornehm herablassend, traf er unbewußt den Ton, der in ihrem Wesen statt des einen gleichgestimmten eine ganze Harmonie wiedergab.

Der Kellner hatte unterdeß den Wein gebracht, Anna präludirte zum nächsten Liede, das der Tanzkünstler bestellt, und so wurde die Unterhaltung abgebrochen.

William setzte sich gedankenvoll zu den Freunden bei der Flasche. Die Mittheilungen, die ihm Röschen gemacht, beschäftigten ihn zu lebhaft. In dem charakteristischen Bilde, das Röschen von dem unbekannten Maler absichtslos durch Hervorhebung einzelner kleiner Züge entwarf, erkannte William seinen Vater, der seit der Rückkehr von seiner letzten Reise nach Böhmen, wo er Röschen kennen gelernt, den Rest seines Lebens in gänzlicher Abgeschiedenheit von allem Verkehre mit der Außenwelt zugebracht. Ein halbes Jahr vor seinem Tode starb die zweite Gattin, mit der er sich 6 Jahr nach dem Hinscheiden der ersten verbunden hatte. Obwohl alle

Welt diese zweite Ehe für eine sehr glückliche hielt, so hatte doch William Grund zu glauben, daß sein Vater die Wahl im Stillen bereut. Oft hatte der Vater ihm mit Begeisterung von seiner ersten Gattin erzählt, und unter den nachgelassenen Papieren hatte er Briefe von seinem Oncel, dem Legationsrathe gefunden, welche bewiesen, daß sein Vater sich in Klagen und Vorwürfen gegen diesen, wegen der zweiten Ehe, die er veranlaßt, ergossen habe. In denselben rechtfertigt sich der Legationsrath vor dem Bruder damit, daß er erklärt, er habe mit dieser Heirath sein und seines Kindes Beste im Auge gehabt. Er tadelt des Bruders Schwärmerei und ermahnt ihn daran zu denken, daß er der Gattin nicht unbedeutender Mitgift ein sorgenfreies Leben danke, das selten einem Künstler bescheert sey.

William erinnerte sich alles dessen lebhaft wieder, und indem er das Gedicht auf der Rückseite von Röschens Portrait las, kam er auf die Idee, daß sein Vater doch wohl zum Chamisso an der blühenden Jungfrau geworden seyn könnte, denn ihm war bis ans Ende seines Lebens mit der Begeisterung für seine Kunst die Jugendfrische des Herzens geblieben. Je wahrscheinlicher diese Vermuthung ihm erschien, desto merkwürdiger wurde ihm Röschen. Die Vorstellung, daß er vielleicht die liebe welche gleiche Gefühle in der Brust seines Vaters erweckt, hatte ihm etwas Peinigendes. Eine unwiderstehliche Gewalt fesselte ihn gleichwohl an das Mädchen, wie noch keine andere von den vielen, für die sein Herz höher geschlagen, auf ihn ausgeübt hatte.

Rudolph und Otto fiel das sinnende Schweigen des Freundes auf, deshalb raffte er sich zusammen, ergriff das Glas und suchte mit erpropter Kraft des Willens die zur Unzeit ernsten Betrachtungen durch heitere Weinlaune zu verscheuchen.

Die Ankunft des jungen Herrn Kleebein gab William vollends den Freunden wieder, denn als dieser, noch ehe er die Thüre hinter sich zugeschlagen hatte, Röschen, der er gerade aus dem Wege hatte gehen wollen, erblickte, verrieth eine retrograde Bewegung, daß er schwerlich hier Hütten bauen werde, weder Röschen noch William, geschweige sich eine, denn hier war für ihn nicht gut seyn. Mit derselben Eilfertigkeit, mit welcher er eingetreten, wollte er sich, einmal im Schusse, auch wieder entfernen, aber die Thür, minder flink als die wattirten Beine, kam in Collision mit ihnen. Der geschnürte Oberleib mit seinen fünffingrigen Vorderfüßen wurde zur Mitleidenheit gezogen und — klirr klirr! — die große Glasscheibe des Thürenfensters lag zertrümmert auf dem Boden.

Entsetzen lähmte den Flüchtling. Aller Augen waren auf ihn gerichtet. Er, der sich heimlich wieder fortzuschleichen beabsichtigt, hatte sich, wenn auch nicht mit Sang, doch mit Klang geräuschvoll angekündigt.

William und der Makintosh traten auf ihn zu, ersterer um ihn durch einen Scherz aus der Verlegenheit zu reißen, letzterer um ihn gleich zu sich in den Winkel von dem Schauplatze der traurigen That zu ziehen.

Dort machte er das Straußmanöver und fühlte sich geborgen, in der Meinung, weil er Röschen nicht sehe, könne sie ihn nicht gewahren. Aber ein Spiegel war der Verräther seiner Nähe, über welchen William gewiß gern einen Flor gehangen hätte, wenn er gewußt, daß Röschen ihren Anbeter nicht schon beim Eintritte, sondern erst jetzt durch den Spiegel erkannte.

Während der Pause winkte Röschen William zu sich und fragte, nach dem Spiegel zeigend, ob das Bild von dem anwesenden Originale Herrn Kleebein komme. William bejate die Frage, worauf Röschen ihm betroffen mittheilte, daß Herr Kleebein gedroht, sich an ihr empfindlich zu rächen. William tröstete sie jedoch mit der Versicherung, daß er sie im Nothfalle in Schutz nehmen werde.

Die Mädchen sangen wieder ungestört von den Belagernden, welche, einer nach dem andern, die Eroberung aufgegeben hatten.

Herr Kleebein unterhielt sich angelegentlich heimlich mit dem Makintosh, als Röschen mit dem Notenblatte auch in seine Nähe kam, um die kleine Spende in Empfang zu nehmen.

Kleebein legte schweigend ohne sie anzublicken die absichtlich ausgesuchten Kupferdreier auf das dargereichte Blatt, der Makintosh aber hatte einige Goldstücke vor sich auf den Tisch gelegt, zog Röschen umschlingend zu sich und zeigte der Ringenden mit boshaftem Lachen einen Louisd'or mit den Worten: „Nicht wahr? das ist der rechte Schlafkammerschlüssel? — Der Herr hier (auf Kleebein zeigend) hatte ihn in voriger Nacht vergessen!" —

Der runde Weltjammer=Dichter blickte durch die elegante Lorgnette lüstern auf Röschen, deren Sträuben ihm blos deshalb gefiel, weil es zum Verräther derjenigen Schönheiten wurde, die sonst ein wohlgeschlossenes seidenes Tuch als Saisschleier verhüllte. Der Dichter schien schon manchen derartigen Saisschleier gelüftet zu haben, ohne das Schicksal jenes Griechenjünglings zu theilen.

Der weltzufriedene Herr von der Handlung musterte Röschen wie eine Waare, die man zu hoch geschätzt. „400 Procent!“ dachte er bei sich — „den Handel laß ich gelten!“

Der selige Musiker sah den Louisdor in seiner Millionenumschlingungs=Laune wirklich für einen Schlüssel an und dachte an den Tenorschlüssel, den er in einer Fagott=Solostelle für den Baßschlüssel gehalten hatte. Was ihm früh in der Probe ein großes Aergerniß war, belachte er jetzt laut, so daß der Makintosh, das Lachen für ein Zeichen des Beifalls haltend, sich verbindlich nach dem Musiker umdrehte.

Der Tanzkünstler dachte aber ganz und gar nichts.

Die Freunde waren empört über die Rohheit. Röschen, bleich vor Aerger und Schaam, ging langsam, einen tief schmerzlichen Blick auf Rudolph und William werfend, nach ihrem Platze zurück.

„Mein Herr!“ so redete William mit ruhigem aber zugleich schneidendem Tone den Makintosh an — „Sie vergessen, daß ein geheimer Polizeyer zugegen ist, der mit dem Schlafkammerschlüssel als corpus delicti einen Dieb

an der Ehre des beleidigten Mädchens denunciren und zur Strafe ziehen könnte. Fürchten Sie denselben, der Kläger und Richter in einer Person seyn dürfte!"

Die große Pause, welche durch das Schweigen aller, die außer den Betheiligten den Sinn der Rede nicht verstanden und doch zu verstehen sich mühten, entstand, wurde, noch ehe der Makintosh aus den Schuttwinkeln seines Hirnkastens die passenden Worte als Gegenrede zusammenlesen konnte, unterbrochen. Ein alter Mann mit einem Stelzfuße, trat ein, zog das Käppchen vom silberlockigen Haupte und bat bescheiden um eine Gabe. Rudolph und Otto gaben ihm ihre letzte Habe, einige kleine Silberstücken, und William reichte ihm sein volles Glas zum Trunke. Mit froher Miene trat er dann zu dem Herrn in dem Makintosh.

„Marsch! — Geh' mir vom Halse!" schnauzte dieser ihn an.

Der Alte schwieg, trat einen Schritt zurück, blieb aber stehen in der Hoffnung, der barsche Herr werde sich wohl noch besinnen. Als es aber der Makintoshmann bemerkte, sagte er, ohne den alten Invaliden eines Blickes zu würdigen:

„Wenn Dir eine von den Harfenmädchen einen Kuß giebt, sollst Du diesen Thaler bekommen!" Er warf prahlerisch einen Thaler auf den Tisch, daß er klang.

„Ach lieber Herr! Mir altem Manne?! — Das wird wohl nicht geschehen! Aber wenn Sie einmal großmüthig seyn wollen, denk' ich, kommts nicht auf den Kuß an. — Den will ich Ihnen überlassen! Sie sind

noch jung und frisch — ich aber — 68 Jahr, Kummer und Sorge um's liebe tägliche Brod, und noch dazu ein Krüppel! — Ach Sie belieben zu spaßen, lieber Herr!"

„Nein, nein! Ich spaße nicht! Willst Du den Thaler haben, so laß Dir einen Kuß geben; wo nicht, dann packe Dich!" So sprach der Makintosh, wohl wissend, daß er William damit ärgern konnte.

Dieser ärgerte sich in der That auch, hauptsächlich darüber, daß er keinen Thaler hatte, um ihn dem armen Manne zu geben und so den Elenden zu beschämen.

Schon wollte der Alte schweigend seines Weges gehen, als Anna auf ihn zu sprang und sprach: Wart' Väterchen! Den Thaler kannst Du brauchen! Setz' Dich her!"

Gleich als wollte sie ihn streicheln, fuhr sie mit dem Taschentuche geschickt über des Alten Mund, als geschähe es zufällig und gab ihm dann einen herzhaften Kuß.

Bravo! bravo! riefen sämmtliche Gäste, und der Musensohn mit den großen Kanonen klatschte vor Freuden tüchtig in die Hände.

Anna hüpfte wieder auf ihren Platz, indeß der Alte betroffen dastand und, ungewiß ob er ein Recht an dem versprochenen Thaler habe, nicht wußte, wie ihm geschehen.

Der Mann im Makintosh aber, der nichts weniger als das vermuthet, machte keine Miene, sein Versprechen zu halten. Die Wurzel alles Uebels wurzelte zu tief schon in seinem Herzen, als daß er den Thaler seiner Ehre freiwillig aufgeopfert hätte.

Da erhob sich der Musensohn mit den großen Kanonen vom Stuhle, trat auf den Alten zu, klopfte ihm

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

zutraulich und kräftig auf die Schulter und sprach: Heda! alter Kriegscamerad! treib' doch Deine Contribution ein! Der Soldat muß keine Complimente machen!

Schüchtern trat der Alte einen Schritt näher. Der Makintosh rückte um so viel fort, gleich als fürchte er seine Berührung.

„Zum Teufel!“ — schrie der Student, als er diese ausweichende Bewegung für eine Weigerung ansah, — „'raus mit dem lumpigen Thaler, oder Sie kriegen Scandal mit mir!“

Die kräftige Gestalt des kernigen Burschen gab seiner Rede ein doppeltes Gewicht. In Angst und Verzweiflung warf der Makintosh dem Alten den Thaler vor die Füße.

Schon wollte der ergrimmte Musensohn seine Drohung in Erfüllung gehen lassen — als Anna das beliebte Liedchen aus dem reisenden Studenten:

Ungeheure Heiterkeit ist meines Lebens Regel ꝛc.

mit heller Stimme zu singen begann.

Des Liedes Zauber bändigte des Musensohnes Zornesfluthen. So ließ einst vor Arions Lyra-Zauberklange der grimme Leu von seiner Beute. Das Kleeblatt applaudirte, der Musensohn mit, der dann mit seiner vierschrötigen Bierbaßstimme, wenn auch nicht die Melodie, doch den Rhythmus nachbrummte.

Noch ehe das Liedchen, das alles in Wohlgefallen aufgelöst zu haben schien, beendigt war, stand der Makintosh auf, raunte Röschen noch einige Worte zu und

drückte sich. In der Gekränkten Augen zitterte eine Thräne, die ihr Anna theilnehmend wegzuliebkosen suchte.

Unterdeß hatte ein neuer Gast in der Nähe der Harfenmädchen Platz genommen. Wer er war, wußte keiner der drei Freunde; nur so viel, daß er den ganzen Tag auf öffentlichen Orten das Studium der Langeweile trieb und über Schauspieler und Literatur disputirte. Von Göthes Faust sagte er einst sehr naiv: „Entweder ist an dem Dinge nichts, oder ich bin zu dumm!" Ein einziges Mal hatten die Freunde ihn mit einem Papier, das das Ansehn eines Actenstückes hatte, gehen sehen. Sie knüpften daran aber keinen Schluß aus Achtung vor den Rechtsgelehrten.

Der Unbekannte, den die Freunde den Großen nannten, weil die Natur seinem Körper das zu Gute hatte kommen lassen, was sie seinem Geiste vorenthalten, stand, die Hände in die Vordertaschen seines Ueberrockes gesteckt, vor den Harfenmädchen und blickte sie unverwandt an.

Hierauf suchte er mit den zudringlichen Fragen nach ihrer Heimath, ihrem Namen, ihrem Meßlogis ꝛc. eine Bekanntschaft einzuleiten, auf welche beide Theile keinen Werth zu legen Ursache fanden. Die Indignation, mit welcher ihm Röschen begegnete, hielt er für Tournüre und statt dadurch abgeschreckt zu werden, fand er sich vielmehr versucht, seine eigene zu zeigen.

Wie andere kluge Leute mehr denken als reden, so handelte der große Unbekannte mehr als er dachte und sprach. — Er leitete nämlich handeln von Hand ab; und da er gern seine Weisheit an den Mann zu brin-

gen suchte, so wollte er sich Röschen jetzt als Etymologen zeigen.

Der runde Jammerdichter, der ihn zuweilen als Kautschuckpflaster für seinen Theaterschmerz zu benutzen beehrt hatte, trat auf ihn zu.

„Wie ich sehe" — sprach er, — „bringen Sie der niedlichen Brünette einige Begriffe bei! — Sie sieht, wie mir scheint, ziemlich angegriffen aus."

Der große Unbekannte, den man noch nie lachen sah, blinzelte mit den Augen, welche eigentlich zwei Nullen waren, die sehr bezeichnend an seiner Stirne geschrieben standen.

„Die kleine Preciosa," sprach er, — „übertreibt im Spiele als Précieuse!"

„Ihr Spiel ist nur piquant! Ich liebe das," versetzte der Jammerdichter, — Eine Lais ohne Tugendcocetterie ist langweilig. An ihr könnte ich zum Xenocrates werden, auch wenn heut zu Tage das Sprichwort: non licet omnibus adire Corinthum seine Anwendung schwerlich finden dürfte, wo ein Demosthenes seine Reue um den Tausendtheil erkaufen kann."

„Wie meinen Sie das?" fragte der große Unbekannte.

Während der Jammerdichter sich ihm deutlicher explicirte stand Röschen auf. Sie war bleich geworden. Ohne die krampfhaft geschlossenen Lippen zum Worte öffnen zu können, blickte sie Anna mit dem Ausdrucke des tiefsten Schmerzes an. Betroffen lehnte diese die

Harfe weg, doch ehe sie wußte, was Röschen begann, war sie ihren Augen entschwunden.

Otto und William hatten nicht bemerkt was vorging, weil sie sich mit Herrn Kleebein in einen Wortwechsel eingelassen hatten, Rudolph aber, der alles beobachtet, eilte Röschen nach. Erst als der kernige Musensohn Anna zur Rede setzte, warum auch sie schon fortgehen wolle, da es noch nicht spät sei, vermißten die Freunde Röschen und Rudolph. Auf die Frage, wo erstere hingegangen sei, antwortete Herr Kleebein mit einem boshaften Seitenblicke auf Anna: Mein Gott! vielleicht zu einem Bettelthaler=Kusse draußen auf der Gasse.

William, obgleich er nicht erwartet, daß Annas kindlich reine That unbefleckt bleiben werde von dem Geifer einer gemeinen Seele, glaubte doch den Elenden derb und empfindlich demüthigen zu müssen, da er die Schonung, mit welcher er ihn bis jetzt behandelt, so unverschämt verhöhnte.

„Mein werthester Herr Kleebein!" sagte William mit höchst artigem und verbindlichem Tone — „ich glaube daß Sie den Bettelmann so gut wie ich vorhin um des Kusses willen beneidet haben. Indeß war's Ihr Glück, daß Sie nicht der Glückliche waren; denn ich wenigstens wäre in Versuchung gekommen dem Munde, mit welchem Sie jetzt den Stuhl küssen (er nöthigte ihn mit höflicher Gewalt zum Sitzen) statt eines, ein ganzes Schock Kußhändchen zuzuwerfen!"

„Der Musensohn schlug ein donnerndes Gelächter

auf, in welches fast sämmtliche Gäste am meisten der himmelnde Musiker einstimmten.

„Wie meinen Sie das Herr William?! — das soll wohl Satyre sein? — oder Malice? — die verbitte ich mir höflichst!“ So sagte Herr Kleebein und zog mit dem Kopfe wackelnd, die Vatermörder in die gewohnte Symmetrie zu den Mundwinkeln.

Ein abermaliges allgemeines Gelächter war die Antwort.

Der Musensohn mit den großen Kanonen ergriff noch fortlachend das Glas und sang mit dem gehörigen Comment-Pathos die Strophen des beliebten Studentenliedchens:

„Und die Paukerei geht los,
Der Witz ist wahrhaftig groß!“

Abermals brach unter den vom Weine Begeisterten ein lautes Gelächter los, das die Verlegenheit, welche sich hinter einer forcirten Vornehmthuerei des Verhöhnten jämmerlich ausnahm, unwillkührlich herausforderte.

„Ma foi! — das ist zu arg!“ so näselte der weltzufriedene Herr von der Handlung, welcher die Schmähung seines Collegen, inspirirt vom Weine, als Kränkung seiner eigenen Ehre in Conto brachte, obgleich er Materialist, jener aber Schnittist war.

Der Musensohn in seiner derb fröhlichen Laune bückte sich und fragte: „Winselte nicht was da unten?!“ —

Von Neuem erscholl ein lautes Gelächter, während dessen der weltzufriedene Herr von der Handlung wie ein losgelassenes Drathmännchen aufsprang und seinem Herrn Collegen etwas in's Ohr raunte.

„Ja wohl! das versteht sich von selbst!“ gab er

diesem mit Resignation der Verzweiflung zur Antwort und sagte dann, zu William gewendet: „Mein Herr! ich fordere Genugthuung!“ —

Es erfolgte nun zur großen Freude des Musensohnes eine sehr verkehrt vorgebrachte Duellforderung, welche bewies, daß sie extemporirt war.

Herr Kleebein schoß zur Thüre hinaus. — Ihm nach der weltzufriedene Herr von der Handlung — er, der die glimmende Fackel des blutigen Krieges entzündet! —

IX.

Das Loos der wandernden Harfnerinnen. Der Leser wird dringend gebeten nicht mit den Harfenmädchen am Ende zugleich einzuschlafen.

In der Erkerstube der zweiten Etage des Gasthofes zum goldenen Anker flackerte trübe ein tief herabgebranntes Licht. Am Boden lag eine Harfe, die Röschen, welche sich erschöpft auf das Bett geworfen hatte, zum Fußschemmel diente. Sie weinte laut und wehrte den Thränen nicht, die über ihre bleichen Wangen rollten.

Was war ihr denn Schreckliches geschehen? — —

Das Loos der Jungfrauen Böhmens, die singend zur Harfe oft bis zum äußersten Norden Deutschlands den Messen und Badegästen nachwandern, ist kein beneidenswerthes. Töchter armer Familien, die mühsam dem unfruchtbaren Boden des Erzgebirges den kärglichen unzulänglichen Segen des Ackerbaues abringen müssen, sorgen sie nicht blos für ihren eigenen Lebensunterhalt, sondern unterstützen auch die, welche einst selbst in die Fremde zogen um gleiches für ihre Eltern und Gründung des eigenen häuslichen Heerdes zu thun. — Aber was alles müssen sie opfern! Die einen Jugend

und Gesundheit, die andern Frieden und Ruhe des Herzens.

An dem ersparten Gelde, das der Heimath zugebracht wird, hängt das frische Roth der Wangen, erbleicht unter schlaflosen Nächten und Mühen und Beschwerden des rastlosen Wanderlebens, hängt mancher verstohlene Schmerzensseufzer, manche Thräne, ja vielleicht auch mancher Fluch. So lange Jugend und Schönheit sie begleiten lassen ihre Madonnengesichter mit den großen katholischen Augen und dem religiös schwärmerischen Ausdrucke, wodurch die böhmischen Frauen sich auszeichnen, der großen Menge leichter eine Lais als eine Veronika in ihnen gewahren, und selten ahnt einer, daß sie lächeln gelernt, wenn sie weinen möchten und daß ihre heitern Lieder das tiefe Leid, das nur in ihrem Herzen laut wird, übertönten.

Die nicht seltenen Charaktere von mehr Bedeutung unter ihnen, welche nothwendig eben so die ungewöhnliche Lebens- und Berufs-Weise als die ungewöhnlichen Erfahrungen entschiedener ausprägen mußten, täuschen sich entweder selbst in ihrer Vorstellung von der Außenwelt indem sie oft scharfsinnig ihr eigenes Wesen derselben unterlegend, nur das in ihr erblicken, was sie in sich selbst finden, oder sie setzen dem Widerspruche, in welchem sie mit der Außenwelt stehen, jene Resignation entgegen, welche allen Kampf zwischen Haß und Liebe aufhebt.

Zu ersteren gehörte Anna, zu letzteren neigte sich Röschen hin.

Sie hatte zum ersten Male die Heimath verlassen, hinausgestoßen in die Fremde von einem hartherzigen Stiefvater, der sie nur das Sündenkind nannte, denn ihre Mutter, welche als genesen aus dem Irrenhause zu Prag entlassen worden, war zurückgekehrt. Ihr mußte sie den Platz am heimischen Heerde räumen. Sie that es gerne; hoffte sie doch die Vorwürfe und Kränkungen des harten Vaters abwenden zu können und so viel zu verdienen, um sich selbst zu ernähren und die Ihrigen vor drückendem Mangel für nächsten Winter zu schützen. Was sie bis jetzt verdient, hatte kaum für ihren eigenen Bedarf hingereicht, zu welchem auch bessere Kleider gehörten, deren Anschaffung ihre Colleginnen ihr als nothwendig vorgestellt hatten. Die Erfahrungen, die sie bis jetzt auf ihren Wanderungen gemacht, erhöhten nur das Unglück, das sie zu mildern und abzuwenden gehofft. Daß sie jeder rohen Hand zum Federballe des Spottes und der Verachtung dienen sollte, daß jeder Wicht sich berechtigt glaubte, die wie ein Almosen gereichte Spende der Armen an der Ehre und Menschenwürde wieder abziehen zu können, wog alle das Elend, alle den Kummer im Vaterhause auf, und gern wäre sie augenblicklich zurückgekehrt und hätte sich den Schmähungen des harten Vaters Preis gegeben, wenn nicht der Gedanke an die arme verlassene Mutter sie daran gehindert. Wie konnte sie dieselbe wohl besser unterstützen? Die andern Mädchen der Heimath thaten ja gleiches auf dieselbe Weise!

Selbst Rudolphs Theilnahme an ihrem Schmerze war ihr unbewußt eine Mahnung der Mutter ein Opfer

zu bringen, dessen Größe sie in seinem ganzen Umfange schaudernd erst jetzt kennen gelernt hatte. Die Bekanntschaft Williams, mit der sich eine bedeutungsvolle Erinnerung aus ihrem Leben verknüpfte, zog so gut wie Rudolphs tröstliche Erscheinung die Unglückliche vom trüben Sinnen über ihren Schmerz ab und löste ihn in tiefe Wehmuth auf. — Die lindernden Thränen flossen über ihre bleichen Wangen.

Es war beinahe Mitternacht, als sie Rudohls Stimme draußen auf der Straße zu vernehmen glaubte. Fast freudig erschrocken richtete sie sich auf und lauschte gespannt. — Sie vernahm nur Tritte nicht aber Worte.

Bald darauf trat Anna ein, welche froh geschwätzig erzählte, daß Rudolph und Otto sie bis zu Hause begleitet. Als sie Röschen aber weinen sah, sprach sie halb theilnehmend halb schmollend: „Du siehst aber auch alles mit zu trüben Augen an." Dann aber setzte sie sich zu ihr und weinte mit der Weinenden.

Nach Mitternacht kam die schwarze Marie nach Hause. Sie weinte nicht, sie lachte nicht, betrachtete lange mit ernstem, fast träumerischem Blicke die Trauernden und suchte schweigend das Lager.

Was wohl der leise Seufzer sagen mochte, der sich aus ihrer Brust stahl, kurz ehe sie entschlummerte? —

Das Licht war verloschen, die Weinenden waren Mariens Beispiele gefolgt. Röschen schluchzte noch lange, endlich erstarb in der nächtlichen Stille das leise Flüstern der Stillbetenden.

X.

Die Criminal-Untersuchung und der verstockte Verbrecher. — Eine seltsame Geschichte von einem betrunkenen Hute und eine noch seltsamere von den bezahlten Manichäern. Zum Schlusse ein wichtiger Beitrag zur Charakteristik des langen Ralf.

Indeß die drei Freunde die nächsten Tage theils ihrem Berufe, theils dem Umgange der beiden Harfnerinnen widmeten und Herr Kleebein mit dem weltzufriedenen Herrn von der Handlung, welchen er zu seinem Secundanten erwählt, berathschlagte, wie das schreckliche Duell zu hintertreiben sei ohne daß er sich prostituire, rückte der verhängnißvolle Tag des blutigen Zweikampfes heran.

William war keineswegs gesonnen die Sache ernst zu nehmen. Er hatte jene Studentenschwärmerei längst überlebt und zu belächeln gelernt, welche höchstens einem Manne wie Kleebein noch imponiren konnte, der sich in ihr ziemlich eben so gefiel wie jener schmachtende Kleiderkünstler in seinem geborgten Ritterharnische auf der letzten Redoute. William wollte so viel Spaß als mög-

lich für sich und seine Freunde aus der Affaire ziehen und zugleich dem Gegner seine ganze Lächerlichkeit und Hohlheit als verdiente Strafe zu Gemüthe führen.

Am Morgen vor dem anberaumten Duelltage traf er ihn mit seiner Frau Mutter bei dem Legationsrathe.

Seit jenem Tage nach der verhängnißvollen Treppenwinkel=Promenade war er so wenig wie William zu Jenny gekommen. Sein Außenbleiben hatte die Familie des Legationsrathes befremdet. Man hatte durch seine Mutter erfahren, daß er mit William gespannt sei. — Das Auge der Liebe sieht scharf. Herr Kleebein war der Augapfel seiner Mutter und als solcher war er ihrem Liebesblicke so nahe, daß sie keine Brille nöthig hatte, um zu erkennen, daß ein geheimer Kummer am Herzen ihres Einziggeborenen nage. Da Herr Kleebein mit seinem Scharfsinne stets sehr haushälterisch umging, so hatte er immer genug für sogenannte Nothlügen in Vorrath. Er hatte nicht blos die wider ihn zeugenden Thatsachen verdreht, sondern seine Allotria mit passenden Variationen William angedichtet. Die mütterliche Liebe ergriff diese Nachrichten als schickliches, lang ersehntes Mittel Rache an dem zu nehmen, dessen Humanität offen anzuerkennen, ihr Selbstbetrug aus Schaam vor gegebenen Blößen nicht gestattete.

Geschickt hatte der Sohn auch Otto, den er als gefährlichen Nebenbuhler bei seiner Brautwerbung um Jenny betrachtete, mit in die Intrigue verflochten, weshalb auch ihm Madame Kleebein ein gleiches schwarzes Loos als unberufene Nemesis zutheilte.

Ihre Mittheilungen, die sie der Familie des Legationsrathes über William und seinen angeblichen Verführer Otto mit Vorbehalt des Verschweigens noch schlimmerer aus zarten Rücksichten, gemacht, mehr noch aber des jungen Kleebein verschüchtertes und mitleiderregendes Benehmen verursachten, daß man über William bereits den Staab brach, noch bevor man ihn verhört hatte.

Selbst Jenny war irre geworden und wendete dem ihr Mitleid zu, der es durch seine Jammergestalt sowohl als durch seine Duldermiene herausforderte.

Der Legationsrath hatte den Hut, als das corpus delicti abermals in Augenschein genommen und erwogen, daß Kleebein ein Mann von großem Kopfe, diesen als Kameel schwerlich in das Nadelöhr besagten Hutes habe zwängen können. Daß auf William der Verdacht zurückfiel war kein Wunder.

Als Herr Kleebein seine Visite abstattete gerieth er in nicht geringe Verlegenheit als er seine Frau Mutter anwesend traf und erfuhr, daß sie das, was er ihr wohlweislich unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitgetheilt, der Familie des Legationsrathes ausführlich wiedererzählt habe. Als aber die Geschichte mit dem Hute zur Sprache kam und der Legationsrath erklärte, er wolle die Sache genau untersuchen, sank ihm vollends der Muth, denn so wenig er auch Antheil daran hatte, so fürchtete er doch, es möchten bei dieser Gelegenheit Erörterungen zur Sprache kommen, bei denen er, einmal mit in die Affaire verwickelt, den Kürzern ziehen mußte. Um das zu verhindern bat er für William vor, so daß

der Legationsrath wie Jenny und vor allen seine Frau Mutter nicht umhin konnten, seinen Edelmuth zu rühmen, den er dem angedeihen ließ, der ihn angeblich so tief gekränkt. Kleebein nahm eine Heiligenmiene an und gedachte im Nothfalle zum frechen Leugnen seine Zuflucht zu nehmen.

Wie gerufen trat William jetzt in den Kreis der Versammelten. An des Onkels Richtermiene, an Kleebeins Jammergestalt, an dessen Frau Mutter raffinirter Höflichkeit, an der Tante Gravität, namentlich aber an seinem zur Schau aufgestellten Hute errieth er, worauf es jetzt abgesehen sei. Sein Scharfblick las aus Kleebeins Dulderphisionomie die Armesündermiene und da er wohl einsah, daß eine Rechtfertigung hier nicht an Ort und Stelle sey, weil einen Theils Kläger wie Richter nicht von ihrer Schusterleistenphilosophie abzubringen waren, andern Theils, wenn er auch Kleebein nicht schonen wollte, doch Jenny und Otto in's Hintertreffen kamen, nahm er sich vor, die gegen ihn anrückenden Truppen nicht zu einer offenen Schlacht kommen zu lassen, sondern so lange zum Scheine gegen sie zu manövriren, bis sie dessen überdrüßig, sich von selbst zurückziehen würden.

Des Onkels scharf betonte Frage, ob er den Hut kenne, den er ihm entgegen hielt, verrieth ihm den Schlachtplan, nach welchem er sein Manöver einzurichten hatte.

Da er wie ein geübter Schachspieler das ganze Spiel und den Plan mit einem Blicke übersah, konnte er sich in Zeiten decken.

Kleebein wußte von der Geschichte mit dem Hute nicht mehr als der Onkel. In Jenny's Interesse lag es, daß sie keinen Aufschluß gegeben.

Unbefangen, ohne lange nach der Antwort zu sinnen, sprach er, nach dem Hute greifend: Wie?! da seh ich ihn wieder, den ich seit mehren Tagen vermisse! Wie kam er in ihre Hände?

Legationsrath. Die Antwort fordre ich augenblicklich von dir!

William. Von mir?! — Hätt' ich wohl gefragt wenn ich die Antwort wußte. Die Katechismus-Zeiten sind vorüber, wo ich als Sextaner die Antworten zur Frage auswendig lernte. Vom Hute steht aber, so viel ich weiß, nichts im Katechismus. Wär's der Fall würd' ich die Antwort in den Winkeln meines Gedächtnisses suchen.

Legationsrath. Ich gestatte durchaus keine Ausflüchte!

Tante. Was das für frivole Witzc sind!

William. Ausflüchte?! — Witze?! — Warum fordern sie auch mit ihrem Witze den meinigen heraus?! — So wenig auch sonst Artigkeit meine Leib'-, Mund- und Magen-Tugend ist (um wie mein Reitlehrer zu reden, welcher seinen Braunen sein Leib-, Mund- und Magenpferd nannte) so bequeme ich mich doch gern dazu um ihrer liebenswürdigen Witzlaune Genüge zu leisten!

Legationsrath. Ich bin gar nicht witzig, könnte aber leicht hitzig werden!

William. Wohl! die Hitze
Kommt vom Blitze
Ihrer Witze!
Schlagen sie ein! — hier (auf Herrn Kleebein zeigend) ist ein Ableiter,
Der die Spitze
Beut dem Blitze
Ihrer Witze
Sonder Hitze.

Nicht wahr?! (an Kleebein sich höflich wendend) Sie stellen gefälligst den Blitzableiter, wenn auch ohne Spitze vor, indeß der Onkel als positive und ich als negative Wolke ein wenig um sie herum schäckern?! —

Herr Kleebein erzwang ein sauersüßes Lächeln. Es sagte alles, was er zu sagen wußte, nämlich gar nichts. Deshalb entging es auch dem Legationsrathe, der, beiläufig erwähnt, die wichtige Entdeckung gemacht hatte, daß sein Joli zuweilen auch lache; und so kam die Welt um den Beitrag einer Idee zur Psychologie der Esel. Aber so gehts:

Was ferne liegt erspäht der Mensch so gerne,
Doch was ihm nahe, dünkt ihm ewig ferne! —

Da der Onkel in des Neffen Witze die Spitze, wenn auch nur dunkel fühlte, so gerieth er wirklich in Hitze. Er drang unwitzig genug in William, die Wahrheit zu sagen, nachdem er ihm mitgetheilt, wie, wo und zu welcher Zeit sein Hut gefunden worden sey.

William ließ sich aber nicht stören sondern blieb in seiner Rolle, die er zum Aerger Aller, selbst Jenny's, consequent durchführte.

„Mit dem Hute geht's offenbar nicht mit rechten

Dingen zu" sprach er. „Mir selbst ist einmal etwas höchst seltsames damit begegnet. Hören Sie! Staunen Sie! Neulich trete ich, ziemlich angegriffen von einem ästhetischen Thee mit artigen Zuckerbrödchen und geistreichen Semmelbemmchen in den Kreis einiger fröhlicher Freunde. Mit dem Hute zugleich wollte ich das letzte Restchen Theegefühl, das mir noch in den steifgewordenen Gliedern lag, in den Winkel schleudern. Ich thats, aber o Grauen! Mein Hut, welchem eine Weinflasche den angewiesenen Platz streitig machen wollte, wurde zum Cäsar an ihr. Er kam, sah, siegte. Sein Feind war aufs Haupt geschlagen. Der Sieger tränkte sich im rothen Blute des Gefallenen. Er behauptete seinen Platz auf dem Schlachtfelde, den ihm streitig zu machen keinem einfiel, denn Bachus schwärmte durch die Stube, indeß Mars in der Gestalt meines Hutes im Winkel auf den Glasscherben so sanft wie auf Lorbeeren ruhte, berauscht weniger von Siegesfreude als vom Weine.

Wir mochten wohl manche Libation den Göttern gebracht haben, als wir endlich nach unsern Hüten griffen. Mir fiel die ungewöhnliche Schwere meines trunkenen Hutes nicht auf, da die meines Kopfes in gleiches Verhältniß zu der seinigen getreten war.

Erst als ich zur Hausthür hinaustrat wies ich ihm seinen Ehrenplatz wieder an, aber, o Wunder! Kaum saß er mir auf dem Kopfe, als er mich wie einen Kreisel mit sich herumdrehte, so daß selbst die Beine, die wie ein paar Bleigewichte an dem Uhrkasten meines Oberleibes hingen, den Boden nicht fühlten auf dem sie fußten, in-

deß meine Arme wie zwei Perpendickel die leere Luft nach allen Richtungen hin balancirend durchschnitten und aller Theorie von der Pendelbewegung Hohn sprachen. Wie sich der Sternenhimmel um die Erde, so schienen die Häuser sich um mich zu drehen. Ich war aber ein Fixstern, denn ich kam nicht vom Flecke. Mit der ganzen Kraft meines Willens versuchte ich die Planetar- mit der Achsenbewegung zu vereinigen und, siehe da! — es gelang. Aber als Comet schweifte ich in unregelmäßiger Schlangenlinienbahn in's Endlose, indem ich mich verlor. Offenbar war mein Hut aber der Comet und ich nur sein Schweif, denn als dieser wie eine Stern-Kaulquappe zum Planetenfrosch herangereift seinen Schwanz fahren ließ, flog er auf eigene Faust, auf eigener Bahn von einem Wirbelwinde getrieben fort; mich aber den Schweif ließ er bei einer Wasserplumpe liegen, deren Sündfluth ich, ein zweiter Deukalion, glücklich entkam.

Meinen Hut kaufte ich nach einigen Tagen vom Trödler wieder.

Ich mag wie damals, so auch heut nicht wissen
Wie alles kam, und ob Gewalt, ob List,
Ob Zufall oder Grund ihn mir entrissen;
Und Räthsel bleibe, was mir Räthsel ist!"

Der Legationsrath drehte halb ärgerlich halb verlegen seine Dose zwischen den Fingern und verbat sich die Faseleien des Neffen, wie er seine Geschichte nannte, aus der er nicht recht klug geworden war. Von Neuem drang er in ihn, die Wahrheit zu entdecken.

„Nun denn!" hub William an, „da Sie so sehr

in mich dringen, muß ich das Geheimniß, das ich zu Ihrer eigenen Ruhe mit in's Grab nehmen wollte, entdecken. Des Großvaters Bild, das Sie, wie Sie mir selbst gesagt, am Morgen zerrissen unter dem alten Gerölle fanden, ist Schuld an Allem. Aber setzen wir uns! — Die Geschichte ist lang!" —

„Ich will nicht hoffen," fiel die alte Tante William in's Wort — „daß Du mich mit der Geschichte zur Zielscheibe Deines Spottes machen willst! Ich wiederhole noch einmal, daß ich mit meinen fünf gesunden Sinnen das Bild habe Gesichter schneiden sehen. Es war in derselben Nacht, in demselben Augenblicke, als mein Bruder, dein Vater verschied. Das Bild hing seinem Bette gegenüber und der Sterbende hatte den Blick darauf gerichtet. Ich nahm es als ein Erbstück von ihm mit hierher. Es wollt' es aber in meiner Stube nicht leiden, weshalb ich's in den Treppenwinkel hing."

Es entspann sich nun ein Streit zwischen dem Legationsrathe und seiner von ihm abergläubisch gescholtenen Schwester, welche schon früher selbst die Geschichte zum Thema hartnäckiger Disputationen gemacht hatte. Dieser Streit lenkte die Aufmerksamkeit vom eigentlichen Gegenstande der Untersuchung ab. William unterstützte die Alte durch einige hochklingende Floskeln und Phrasen und meinte:

Die Geisterwelt sey dem verschlossen,
Des Sinn es sey, des Herze todt.

Geschickt wußte William den Streit zu unterhalten, der dasselbe erreichte, was seine ersonnene Gespensterge=

schichte bezwecken sollte. Als eben der Legationsrath mit unumstößlichen Beweisgründen gegen die Behauptungen seiner Schwester andringen wollte, nahm William Gelegenheit, den Kampfplatz zu verlassen. Onkel wie Tante waren zu vertieft, als daß sie Williams Absicht durchschaut, und Herr Kleebein, froh, daß alles so glücklich vorüber gegangen, drang so wenig wie Madame Kleebein in ihn zu bleiben.

William eilte, heimlich lachend zu seinen Freunden. Als er die dunkle Treppe hinauf sich ruckte, „langbeinigen Spinnen vergleichbar,“ schnitt er unvermuthet als **En deux**-Ball einen carambulirenden Manichäer Ottos ins Eckloch. William aber kam dabei an die Treppenbande zu stehen, und sah seinen Eintritt bei den Freunden wegen der Begegnung mit dem Manichäer für ein böses Omen an. Die Dunkelheit gestattete ihm so wenig wie seine Eile, von der zufrieden lächelnden Miene des Manichäers, der sich aus dem Treppenwinkel wieder herauftappte, auf Ottos glücklichen Zustand seiner Börse zu schließen, und da er als Ottos Alliirter dessen Gläubiger wie seine eigenen floh, so lehnte er den ihm nachgesendeten ergebensten Diener schweigend als unnöthiges Anerbieten ab.

Sein dreimaliges in längern Zwischenräumen erfolgendes Klopfen verrieth ihn den Freunden. „Mephisto!“ — riefen diese und er öffnete die Thür, blieb aber unter derselben mit komischer Pantomine der Verwunderung stehen, denn Rudolph ließ mit einem Triumphator-Blicke aus seiner geöffneten Börse eine nicht unbedeutende An-

zahl größerer Silberstücke auf den Tisch rollen, unter welche sich einige Goldfüchschen wie Goldfasane unter eine Gänseheerde mischten.

Der Kunstverein in Frankfurth hatte Rudolphs Bild, eine Carricatur, welche den Triumph der Kunst darstellt, angekauft und ihm wider Erwarten das verlangte Honorar zugesendet. Das Bild stellt einen Maler vor, welcher, die Palette als Schild, die Pinsel im Malerkasten als Pfeile benutzend, mit seinem Malerstocke siegreich gegen zwei allegorische Gestalten, den Hunger und den Frost, kämpft. Den Hintergrund füllt eine auf der Flucht begriffene Schaar von Gläubigern, lauter Portraits. Die Idee zu dem Bilde hatten die Freunde gemeinschaftlich in einer heitern Stunde ersonnen und Rudolph hatte sie in einer Zeit, wo seine Verhältnisse ihm die besten Studien dazu boten, mit vielem Glücke ausgeführt.

Daß die Dichtung durch die seinige zur Wahrheit werden könne, hatte er nicht erwartet, und Niemand wird sich wundern, daß jetzt der Kunsttriumph zum Naturtriumph wurde, denn daß Rudolph triumphirte, war wohl sehr natürlich.

Er hatte sogleich den langen Ralf zu seinem Zahlmeister ernannt und über die Hälfte der erhaltenen Summe an alle die gesendet, die er auf dem Bilde portraitirt hatte. Da er auch den Manichäer Ottos, mit welchem William auf der Treppe in Berührung kam, um seiner charakteristischen Gläubiger-Phisionomie willen unter die

Schaar der Flüchtigen aufgenommen hatte, glaubte er ihm um deßwillen ein gleiches Loos zuwerfen zu müssen.

Noch weideten sich die Freunde am Silberblicke des Geldes, als der lange Ralf wiederkehrte und langsam mit wichtiger Miene die erhaltenen Quittungen auf den Tisch legte. Auch ihm brachte der Triumph der Kunst nicht einen, sondern zwei Silberblicke, nämlich für jedes Auge einen Thaler. Der Glückliche! So hold hatte ihm Fortuna lange nicht gelächelt. Ihre Silberblicke brachten ihm Liebesblicke, denn der lange Ralf, obwohl er siebzig Jahre zählte, barg doch noch ein zärtliches Herz unter seinem ehemals weißen Flausrocke, der einem Schneefelde im Frühling glich, wo die Himmelsfarbe der Unschuld dem Erdschmutze Platz macht.

Sein warmes Herz hatte den unschuldsfarbigen Schnee des Junggesellenlebens hinweggethaut, und so glich es seinem Flausrocke. So oft er einen Thaler hatte (und es geschah selten) so oft bereitete er sich ein Fest, wo Bachus und Amor dem alten Knaben so wohl als einer kleinen, ausgewählten Schaar von Jungfrauen (gute Freundinnen nannte er sie) die siebzig Jahre vergessen machten, die sein Haar gebleicht. Er saß dann allein mitten unter ihnen vor den geborgten Gläsern, in denen der selbst gebraute Grog dampfte, und servirte geschäftig Kuchen und Zwieback. Duftige kleine schalkhafte Geister schlüpften durch seine das Glas küssenden Lippen in Herz und Kopf des schäkernden Knaben und knüpften leise das Ende seines Lebensfadens zurück an das Jugendgespinnst, aber er merkte den Knoten nicht, sondern

tanzte sorglos darüber hin. Die Jungfrauen aber, deren Jugend an das Aushängeschild vor den Victualienbuden erinnerte, wo auf einem Brettchen im Juli noch die Worte: „neue Heringe“ zu lesen sind, waren zarte, weichgeschaffene Seelen, die des alten Knaben Jugendtraum nicht böswillig störten; stahlen sie sich doch auch gern in den schönen Jugendhimmel zurück, unter dessen Morgenroth sie auch gelebt. Als poetische Naturen machten sie ihre Wangen künstlich zum Symbole des Jugendmorgenrothes, das nur ihre Phantasie noch glänzen sah, obgleich es längst verglüht, indeß eine prosaische, nüchterne Seele in dieser Dichtung eine plumpe Lüge sieht. — Aber das ist das Loos des Schönen auf der Erde! —

Wenn aber der lange Ralf mitten in seinem Jugendtraume zufällig durch den Gedanken an seine weißen Haare aufgeschreckt wurde, dann warnte er seine schönen Gäste, ja vorsichtig im Gebrauche der Haarpomade zu seyn. „Ich habe,“ versicherte er dann, „Abends einmal meine Haare mit Dachsfett statt mit Rindsmark eingerieben und am andern Morgen waren sie, wie sie jetzt sind.“ Er hatte nämlich einmal gehört, daß das Dachsfett die erwähnte Eigenschaft besitze und, ob er auch die Wahrheit nicht erprobt, so glaubte er doch daran aus guten Gründen.

Heut Abend gedachte er die Dachsfettgeschichte wieder zu erzählen und gestand, als William ihn fragte, worin die Freude bestehe, die er sich bereiten wolle, daß er zum

Abende einige gute Freundinnen zu einem Glase Grog einladen wolle.

Der lange Ralf lachte im ganzen Gesichte; aber weil das Elend und der Kummer mit zu scharfem Griffel ihm seine Charactere eingegraben hatte, gab das Lachen ihm einen fast unheimlichen Ausdruck.

William reichte ihm wehmüthig, als er dankend Abschied nahm, die Hand und wendete sich ab, um dem Armen, der ganz in seiner Freude aufgegangen zu seyn schien, zu verhehlen, daß er Gegenstand seines Mitleids sey.

„Saht ihr," sprach er, als Ralf fort war, „das Freudelächeln des Armen? Es gleicht der rothen Wange des Schwindsüchtigen, die Jugend und Gesundheit lügt. — Hinter ihr grinzt höhnisch der bleiche Tod!"

„Wohl sah ichs," antwortete beruhigend Rudolph, „aber ich tröste mich damit, daß es der Kranke nicht sieht. Laß ihm die Täuschung, die den Unglücklichen ein großes Leid gegen eine kleine Lust aufwiegen läßt!"

Nach kurzer Pause sprach William: „Der Unglückliche übertüncht seine haftenden Leiden mit Freuden des Augenblickes wie mit bunten Farben ein schwarzes Leichentuch. Ueber seiner Danaiden-Arbeit vergehen Zeit und Leid; und erst wenn ihn das Leichentuch selbst einhüllt, bröckelt die letzte Freudenfarbe von demselben wieder ab.

XI.

Das furchtbare Duell, die Gratulanten und der Platzregen in der Nonne; eine Geschichte, die nur deshalb nicht trocken seyn wird, weil viel Wasser darinnen vorkommt.

Es war schon hoch am Morgen und noch immer schlug der Himmel sein blaues Auge nicht auf. Er hatte eine schlechte Nacht gehabt und war noch sehr verschlafen. Graue langweilige Wolken gähnten die Erde an und der Wind schnarchte dazu.

So sah's am Himmel aus als zwei Herren, eines Duells wegen, der Nonne zueilten, die sich eben badete. Um einer Zweideutigkeit vorzubeugen, die der Leser in der badenden Nonne und dem Duell finden könnte, muß er wissen, daß ein Wäldchen, nicht weit von der Stadt, den Namen Nonne führt und das, weil es am Flusse liegt, gewöhnlich im Frühjahre und Herbste nach heftigen Regengüssen, überschwemmt wird. — Da das Wäldchen abgeschieden lag, wurde es zum Badeplatze derer benutzt, welche die dummen Jungen, Flegel ꝛc., mit denen sie be=

worfen worden waren, von ihrer angeblichen Ehre als Schandflecken mit Blut abwaschen wollten.

Die beiden der Nonne zuwandernden Herren gedachten ein Gleiches zu thun, was sie viel bequemer mit dem Wasser hätten thun können, in welchem sich die Nonne badete. „Ach! Wasser thuts freilich nicht!“ seufzten sie und sprangen kreuz und quer nach jedem trockenen Fleckchen.

So hatten sie voltigirend die Waldecke erreicht, wo sie auf einer Eichenwurzel festen Fuß faßten.

In der Entfernung von einigen hundert Schritten folgte ihnen ein Polizeidiener.

„Hier können wir ihn schon erwarten,“ sagte Herr Kleebein zu seinem Secundanten, „denn wir brauchen seine Gesellschaft nicht zu meiden da Niemand zugegen ist.“

Aus guten Gründen waren also die Herren dem Polizeidiener vorausgeeilt, der aufgefordert von ihnen zum Ehrenkampfplatze schritt, um das schreckliche Duell zu verhindern.

Er sollte, so hatte Herr Kleebein berechnet, sich den Anschein geben, als habe er das Vorhaben der Duellirenden ausgespürt, sollte beiden Theilen mit der Anzeige vor Gericht drohen und so das Duell verhindern.

Auf diese Weise rettete Kleebein, der das gefährliche Wagniß seiner Intrigue nicht ahnte, in den Augen Williams und seiner Bekannten seine Ehre und entging zugleich der Gefahr verwundet zu werden, denn von Williams Fertigkeit im Schießen hatte er zu triftige Beweise.

Vor den Folgen seiner Intrigue bangte ihm nicht, denn wenn auch der Polizeydiener die Sache pflichtgemäß anzeigte, so durfte er doch nicht fürchten, als Selbstdenunciant von ihm denuncirt zu werden, denn in so weit hatte er sich seiner Verschwiegenheit versichert.

Der Polizeidiener war herangekommen. Noch einmal wurde der auszuführende Coup überlegt, worauf das Kleeblatt im Dickicht verschwand.

Auf der andern Seite des Waldes nahte sich ein Kleeblatt anderer Art dem Wahlplatze

Voran schritt der lange Ralf. War es die scharfe Frühlingsluft, die seine Wangen röthete, oder war es das Freude-Nachglühen der ganzen Seligkeit einer schönen unter Scherzen und Küssen durchträumten Nacht, oder war es der gestern erst wieder eingelöste Frack, dessen Fuchsröthe in seinem Gesichte einen Spiegel fand? — Sey wie es wolle! — Er schritt voran, ihm zur Seite Herr Schlicker, der weißröckige mit der klaffenden Stiefelsohle, dem spanischen Commandostäbchen und der Rächermiene gekränkter Unschuld.

Hinter beiden trabte der Glatzklopf mit dem rothem Gesichtserker im großartigsten Style, der so gut wie Schlicker eine wichtige Rolle bei jener Scene gespielt hatte, wo William als geheimer Polizeier aufgetreten war.

Der Glatzkopf holte keuchend die Schritte nach, um die er so oft zu kurz kam, als er aus einer Kümmelflasche Lethe für seinen Ehe-Wehstand schlürfte, dessen ausführliche Geschichte die Schriftstellerhand seiner rede=

fertigen Ehehälfte der Welt auf ihres Mannes Angesichte in blutigen Buchstaben zu lesen gab.

Das Kleeblatt hatte schweigsam den Wald erreicht. Dort auf einer feuchten Wiese machten sie halt.

„Hier wird also duellirt?" fragte Schlicker und griff nach des Glatzkopfs Kümmelflasche. S'ist zwar eine feuchte Geschichte hier, aber für einen Gulden mach' ich alle Tage ein Duell mit, und ging mir das Wasser bis an die Hutschnur!

„Das heißt!" erhub Ralf seine Stimme — „das Duell selbst geht uns nichts an, denn jedes Duell ist eine Ehrensache — versteht mich recht! — Also! — Aber wir sind als Zuschauer wichtige Personen dabei! so hat mir wenigstens mein Herr, ein gar vornehmes, reiches Männchen gesagt, der seinen Gegner schonen will. Deshalb kommt er nicht selbst zum Duelle sondern schickt durch mich, als seinen Secundanten, einen Brief an den Gegner, den ihr für den Gulden, den Euch mein Herr gegeben, zum glücklichen Ausgange des Duells gratuliren sollt.

Schlicker. „Hör' einmal Gevatter! — Das läuft wieder alles Duellcomment! — Du mußt wissen, daß ich schon einmal eins mitgemacht habe. — Ich wichste nämlich einmal einen Studenten, dieser wollte einem andern einen dummen Jungen auswischen." —

Glatzkopf (dem Schlicker in die Rede fallend) „Hören Sie einmal Herr Ralf!" Expediren Sie sich doch ein wenig deutlicher! – das ist ja kein Duell nicht, wo sie sich weder hauen noch schießen noch stechen; und übri-

gens von Hochzeits- Geburtstags- und Neujahrs-Gratulanten hab' ich wohl gehört aber Duellgratulanten, die wir abgeben sollen, sind mir in meiner Praxis noch nicht vorgekommen!"

Ralf. „Ich habe ja gesagt, daß sich mein Herr schriftlich duellirt! Hier ist der offene Duell-Brief! Wär er versiegelt käms hinterlistig heraus! und ich als Briefträger bin der Secundant.

Schlicker. „Zeig einmal her! Der Brief ist offen und nicht hinterlistig, also wird er uns wohl eine Lampe aufstecken!"

Schlicker riß dem langen Ralf den Brief aus der Hand und las, hin und wieder buchstabirend:

Mein Herr!

„Einer Donquixoterie Ihr linkes Ohrläppchen, das „ich aus Liebhaberei zum Ziele meiner letzten Freikugel „(die Ihrige würde, da Sie den zweiten Schuß haben, „dem Samiel gehören) gewählt, zu opfern, fühle ich „weder Lust noch Beruf, um so weniger als ich meinen „Freund Rudolph als Secundanten zum Sancho Pansa „machen möchte.

„Deshalb räume ich Ihnen im Angesichte derjenigen „beiden Ehrenmänner den Ehrenkampfplatz, die schon einmal „das Glück hatten, auf einem ganz andern Wahlplatze eine „ihrer nicht minder glorreichen Thaten zu bewundern. „Sie sind gekommen Ihren Triumpf zu verherrlichen „und Ihnen ihre Huldigungen und Glückwünsche dar„zubringen.

William Forster."

Schlicker. Herr Gevatter! Ich dächte, das wäre gestichelt?! —

Glatzkopf. Wie meinst Du das?! doch nicht auf uns?

Ralf. Lieben Freunde! Nein! — hätte mein Herr sonst jedem einen Gulden gegeben? — Ja, wenn er von uns einen verlangt, da ließ ich's als Stichelei gelten!

Schlicker. Aber höre! Wie ist denn das mit den Ehrenmännern gemeint?

Glatzkopf. Du höre! Stichel' nicht! — Du für Deine Person brauchst Dir den Ehrenmann nicht anzunehmen.

Schlicker. (drohend mit gehobener Faust) Höre! das sag' ich Dir! mach' Dich nicht mausig — oder —

Ralf. Still! Zankt Euch nicht! Achtung! Da kommen die beiden Duellirer.

Das Kleeblatt setzte sich in Positur.

Von der entgegengesetzten Seite traten spähend Herr Kleebein und sein Secundant, der weltzufriedene Herr von der Handlung aus dem Dickicht auf den Wahlplatz. Sie wurden zu ihrer nicht geringen Ueberraschung mit einem lauten: „Vivat hoch!“ bewillkommt, das Schlicker und der Glatzkopf mit der rothen Pfundnase aus Leibeskräften brüllten.

Der lange Ralf, der als emeritirter Statistenhäuptling am Stadttheater die ganze Feierlichkeit erfunden und angeordnet hatte, sappte mitten durch den Sumpf mit wichtiger Miene schnurgerade auf die beiden Ritter los.

Er trug, einem Herold gleich, den offenen Brief in

seinen blauangelaufenenen Händen und machte, so weit es sein steifer Rücken zuließ, ein zierliches Compliment. Der weltzufriedene Herr nahm das Schreiben verwundert an und las es vor, indeß Herr Kleebein ängstlich nach Schlickern und dem Glatzkopfe schielte, sich ärgerte, daß der Zufall gerade diese beiden häßlichen Gestalten herbeigeführt, und darüber den Brief außer Acht ließ.

Während der Secundant las, stieß Schlicker seinen Compagnon in die Seite und sagte halblaut:

„Wenn ich nicht den Gulden gekriegt hätte, so wollt' ich den Herrn Kleebein schon bevivathochen! Mir ist, wenn ich ihn sehe, selbst so duellerich zu Muthe, daß mir's ordentlich in den Fäusten grimmt."

Glatzkopf. Schlicker!! — Du wirst doch nicht! — Von der geheimen Polizei wird er schon seinen Wischer gekriegt haben; und — sie haben Pistolen bei sich! Paß' lieber eine andere Gelegenheit zum Faustduelle ab!

„Schändlich! Dummerjungenstreich! Feige Memme! Infam! Ehrloser Prahlhans!" so schimpften die beiden Herren, als sie den Brief gelesen, der ihre ganze Comödie zu nichte machte.

„Mit Verlaub meine Herren!" sagte Ralf — „Sie irren sich. Herr William Forster war ohnstreitig bei einer sehr edelmüthigen Laune als er diesen Brief schrieb! Ich und die beiden Ehrenmänner dort sollen Ihnen statt seiner die Duellgratulationen darbringen!

Er winkte Schlicker und den Glatzkopf herbei. Mit der Miene des Entsetzens trat Herr Kleebein einen

Schritt zurück und unglücklicher Weise in ein Wasserloch, so daß er sich über und über vollspritzte.

„Wir gratuliren gehorsamst zum Duell (sagten beide wie aus einem Munde) und wünschen, daß sie bald wieder ein so glückliches bestehen!“

„Sollten Sie“ — sprach der Glatzkopf allein — „wieder einmal duelliren, so wenden Sie sich gefälligst an uns! — Weil Sie's sind, machen wir's auch blos für zwölf Groschen!“

Schaam und Furcht lähmte Kleebeins Sprachwerkzeuge, der mit dem Taschentuche das schmutzige Moorwasser von seinen Kleidern rieb. Sein Secundant aber, der seine Bravour zeigen zu müssen glaubte, zerriß den Brief, warf die Stücke nach den Gratulanten und sprach im heisern Discant, in welchen seine Stimme übersprang wenn er hitzig wurde: „Mit solchem Gelichter wie Ihr und Euer Herr haben wir nichts zu schaffen. Packt Euch augenblicklich und sagt Eurem Compagnon, daß wir exquisite Rache nehmen würden.“

„Hören Sie einmal! Werden Sie nicht anzüglich, sonst brumme ich Ihnen gleich einen dummen Jungen auf und Sie müssen sich mit mir schlagen!“ so sprach Schlicker und gesticulirte eifrig ihm vor der Nase herum.

„He!? Wir sollen uns packen? Haben Sie den Platz etwa gepachtet, oder denken Sie weil das Rindvieh im Sommer darauf weidet so haben Sie ein Recht daran?“ So sprach der Glatzkopf.

Ein Wort gab das andere. Man unterhielt sich so eine Weile lang und da Schlicker die Rolle als Duell=

gratulant für seine sechszehn Groschen lange genug gespielt zu haben glaubte, so folgte er, da einmal der Friede gebrochen war, dem Beispiele seines Cameraden und band mit Herrn Kleebein an. Schon waren die Ritter schrittweise nach dem Waldrande zu retirirt, schon drohten Schlicker und der Glatzkopf, ermuthigt durch die Furcht ihrer Gegner, handgreiflich zu werden, als der Polizeidiener, der glaubte, es sei nun gerade rechte Zeit, aus seinem Versteck hervorstürzte und, nicht wenig verwundert, statt zwei ebenbürtiger Herren die beiden ihm wohlbekannten Schnapshelden zu treffen, Frieden gebot.

Der lange Ralf hatte sich bereits mit dem tröstenden Bewußtsein, seine ganze Beredsamkeit als Friedensstifter aufgeboten zu haben, zurückgezogen und als er den Polizeidiener ankommen sah, drückte er sich in den Wald wo er spurlos verschwand.

Seine beiden Collegen aber sahen in dem öffentlichen Sicherheitsdiener kein Medusenhaupt, sondern ließen sich nicht stören.

Als der Polizeier Frieden stiften wollte kam es von Seiten der Schnapshelden zu Erklärungen, welche Herrn Kleebein in einem keineswegs günstigen Lichte darstellten, denn die Geschichte mit den Harfenmädchen kam ausführlich zur Sprache. Da dem Polizeidiener weniger der Aerger als die kalten nassen Füße das Blut nach dem Kopfe trieben, drang er nicht minder mit dem Vorwurfe gegen die beiden Herren los, daß sie ihn zum Spaße hier herausgesprengt, wohin sie doch, seiner Meinung nach

gar nicht zu gehen gebraucht, wenn sie sich vor den Prügeln gefürchtet.

Er wurde in seinem Aerger noch mehr bestärkt, als die beiden Herren sein Benehmen sehr übel aufnahmen.

„Ich muß von Ihnen Ihre Waffen fordern," sprach er mit Amtsmiene.

Ein lautes Hohngelächter Schlickers und des Glatzkopfes erscholl.

„Sie wollen sich schießen und haben keine Pistolen?" schrie Schlicker.

So war es auch, denn William hatte die seinigen mitzubringen versprochen, von denen Kleebein eine für sich auswählen sollte.

Preis gegeben dem Spotte der Unbarmherzigen ließen die Armen schweigend Alles über sich ergehen. Endlich, weil Menschen es nicht wollten, erbarmte sich der Himmel über sie. Ein heftiger Platzregen trieb Schlicker und den Glatzkopf ins Dickicht und den Polizeidiener unter eine große Eiche. Die armen Ritter aber scheuten den in Strömen niederstürzenden Regen nicht, sondern liefen was sie konnten, die Regenschirme unter den Armen, davon. Erst als der Regen nachließ spannten sie, vor dem äußern Stadtthore angekommen, ihre Schirme auf. Als ob der Himmel selbst ihrer Rettung sich freue, blickte die Sonne heut zum ersten Male durch den weiten Wolkenriß nieder. — Es hatte sich abgeregnet.

Als sie auf dem Theaterplatze vor der innern Stadt ankamen, rufte ihnen Rudolph vom Pferde herab einen guten Morgen zu. Dem Reiter folgte ein Wagen, aus

welchem Otto und William in Gesellschaft Röschens und Anna's den vom Strauße heimkehrenden Rittern höfliche Grüße zuwinkten. — Wie angewurzelt blieben die vom Regen Triefenden stehen und schauten mit weit aufgerissenen Augen Reiter und Wagen nach, welche beide denselben Weg nahmen, den sie gewandelt waren.

Die Erde verschlang die Höhnenden nicht — es zuckte kein vernichtender Blitz vom Himmel herab auf die Frechen — und Sonne und Sterne standen nicht still in ihrem ewigen Laufe vor Entsetzen ob dieser Gräuelthat.

O Nemesis! Wo ist dein Schwerdt? —

XII.

Otto im Schmollwinkel. — Der Mucker-Engel, der Soldat und die Kinderfrau; drei erbauliche Geschichten in einer Geschichte, die nicht erbaulich.

Heimgekehrt aus einem Singekränzchen saß Otto in einem Sopha-Winkel. Vor ihm auf dem Tische lag eine halbvollendete Arbeit. Wohl zehnmal hatte er die Feder eingetaucht ohne einen Strich geschrieben zu haben. Endlich warf er sie mißlaunig weg und gab es auf durch Arbeiten seine Mißlaune zu verscheuchen. Er hatte Jenny zum ersten Male seit jenem Abende wiedergesehen, an welchem William das Rendezvous mit ihr dadurch möglich machte, daß er die Aufmerksamkeit der niedlichen Sophie von den Liebenden ab und sich allein zuwendete.

Gehörte er auch nicht zu jenen langweiligen Liebhabern, denen sich ein Tag, den sie entfernt von dem Gegenstande ihrer Zärtlichkeit entfernt zubringen, ausdehnt wie Helas langbeinige Katze in Niflheim, so freute er sich doch gestern auf das Heute, das ihm schöne Hoffnung,

nicht aber schöne Erinnerung bot. So oft er einen innigeren Ton anschlug, wich Jenny mit einer dazwischen geworfenen gleichgiltigen Frage einer wärmeren Antwort aus. Die Feinheit, und ich möchte sagen conventionelle Grazie, mit welcher beide sich gleich geschickt begegneten, ließ es aus Diplomatik nicht zu weiteren Erörterungen kommen.

Otto sann vergeblich nach einem Grund dieser unerwarteten Erscheinung, denn Jenny zeigte zum ersten Male eine Seite, die er bis jetzt noch nicht an ihr wahrgenommen.

Jene berechnete Sicherheit, mit der beleidigte Frauen bei liebenswürdiger Naivität den Schein der Unschuld in Männeraugen für sich zu gewinnen wissen und mit welcher sie jenes Uebergewicht zu verheimlichen suchen, das ihnen List über Männer-Kraft verleiht, läßt eher auf Neigung zur Intrigue und moralische Unwahrheit des Herzens als auf überwiegende Geistesstärke und vorwurfsfreies Selbstbewußtseyn schließen. Otto fand Jenny's Benehmen für ein junges, liebendes Mädchen viel zu berechnet und sicher, als daß er daraus einen günstigen Schluß auf ihren Character sowohl, als das Glück seiner Herzenswahl hätte ziehen können.

Längst war er zu der Ueberzeugung gekommen, daß seines Bleibens hier nicht lange mehr seyn könne. Seine gegenwärtigen Verhältnisse bestimmten ihn, einen Wirkungskreis zu suchen, der eben so seine äußern als innern Ansprüche an's Leben befriedigen könne. Die Aufforderung eines seiner Verwandten nach Petersburg zu kom-

men und eine Stelle in der kaiserlichen Capelle zu suchen, die ihm bei seiner Geschicklichkeit um so weniger entgehen könne, als er noch durch besondere Empfehlungen unterstützt werden sollte, hatte er bis jetzt unbeachtet gelassen, weil damit die Trennung von den vielen ihn fesselnden Verbindungen in Leipzig, vor allen aber die von Rudolph und William bedingt war.

Bei seiner gegenwärtigen Stimmung griff er die gemachte Offerte wieder auf und da er sich stets schnell und bestimmt entschloß, so schrieb er augenblicklich an seinen Verwandten, daß er geneigt sey, nach Petersburg zu kommen, sobald sich mit einer erledigten Stelle eine passende Gelegenheit darbiete. Den Freunden indeß gedachte er seinen Plan zu verheimlichen, da der Gedanke an eine Trennung von ihnen ihm selbst peinlich war, obwohl er einsah, daß es doch früher oder später geschehen müsse.

Eben hatte er den Brief versiegelt, als ein Gepolter auf dem Vorsaale entstand, das Williams Ankunft verrieth. Schnell legte er den Brief bei Seite. — William trat ein.

„Auf! edler Ritter!“ rufte er mit komischem Pathos, „sattelt Euer Roß und folgt mir zum lust'gen Strauße!“

So ungelegen auch Otto der Aufruf kam, es war gegen 10 Uhr zur Nacht, so holte er doch seinen Rappen unter'm Sopha hervor, warf den Mantel über und folgte dem Freunde, der seinem fragenden Blicke mit einem geheimnißvollen Lächeln begegnete. Er führte ihn nach seiner Wohnung, gebot ihm, statt des Mantels den

langen Ueberrock umzunehmen und statt des Hutes eine abgelegte Pelzmütze aufzusetzen. Er selbst aber hüllte sich in Ottos Mantel, zierte seinen Kopf mit einem breitkrempigen Hute, den er einmal bei einer Redoute benutzt, und zog Otto, der lächelnd in sein Begehr willigte, mit sich fort.

„Auch bis hierher ist endlich das Licht gedrungen!“ sprach William, als er mit Otto durch ein enges Gäßchen schritt. „Sieh' nur wie höhnisch die Gaslaterne auf die armen Nachtfalter herabblickt, die lichtscheu umherflattern!“

„Kennst Du“ — nahm Otto das Wort,

„Kennst Du das Haus, wo die Laterne brennt?
„Die Finsterniß herrscht dort als Element,
„Zwei Bilder stehn im Flur und schau'n hinan,
„Als hätt' sie ihnen was zu Leid gethan —
„Kennst Du es wohl?“ —

„Welch' eine Frage!“ sprach William. „Weißt Du nicht, daß ich Beiträge zu einer ausführlichen Geschichte der Muckerei sammle? — Die Gaslaterne, als Symbol der Aufklärung, ist das ironische Aushängeschild dieses Hauses, wo eine Muckergesellschaft unter vielen erbaulichen Uebungen mit besonderem Glücke das Engelchengreifen cultivirt.“

Sie standen vor dem Hause stille. Aus der Gaststube scholl ein wieherndes Gelächter, vermuthlich der Hosiannagesang der gläubigen Schaar. Die beiden Gestalten im dunkeln Hausflur, welche die Freunde für Weihewürdige hielten, säumten nicht, sich als Muckerengel

zu offenbaren. Sie traten vorsichtig aus dem mystischen Dunkel der profanen Sphäre der Gaslaterne näher, und suchten die fehlenden Flügel mit ihren weißen Taschentüchern zu ersetzen, welche sie statt deren flattern ließen. Die eine von ihnen, eine Brünette, sang: „Wenn mir dein Auge strahlet,“ und schielte dazu, indeß die andere, eine schlanke, blühende Blondine, in einer buntseidenen Kasseweika, die Begleitung zu dem Syrenengesange künstlich hustete.

Eben wollten William und Otto ihres Weges gehen, als ein Mann aus der Gaststube in den Hausflur trat, der die Aufmerksamkeit der beiden Syrenen auf sich zog. Nach kurzem, leisem Gespräch sagte halblaut, und wie es schien erzürnt die Blondine: „Das Moralisiren steht Ihnen schlecht! Sie sagen, es sey schade um mich und kaufen mir doch selbst eine Sünde ab, die nicht geringer ist, als die Ihrige?!“

„Malchen!“ rufte der Mann — bedenken Sie, was Sie sind und mit wem Sie sprechen!“ —

„O das weiß ich recht gut!“ versetzte die Blondine. „Ich bin ein armes Mädchen und Sie sind ein reicher Herr! Ich bin der Zöllner und Sie sind der Pharisäer! — Da! behalten Sie Ihr Sündengeld!“

„Werde nicht unverschämt, gemeine! — oder! — —“

Der Wirth trat aus der Gaststube und maßte sich das Schiedsrichteramt an. — „Ich mag nicht!“ rief die Gescholtene nach langem Streite und flüchtete auf die Straße. Wüthend schoß ihr der Mann nach — es war Herr Kleebein.

William machte sich ihm als Zeugen der Scene bemerklich und rufte ihm eine gute Nacht nach, um ihn zu beschämen. Kleebein beschleunigte seine Schritte und that als ob der Zuruf ihm nicht gelte und verschwand. Die lange Blondine stand aber wie angewurzelt und schaute ihm nach. Das helle Gaslicht beleuchtete ihr jugendlich schönes Gesicht, dessen weiche, reizend nachlässige Züge im seltsamen Widerspruche zu dem scharfen fast verzweiflungsvollen Blicke und der krampfhaft auf der Brust zusammengeballten Hand standen. Sie gewahrte nicht, daß sie von Otto und William beobachtet wurde, und erst als letzterer, nachdem er sie mit steigendem Interesse gemustert, mit den Worten: „Das war recht gethan!" hart an ihr vorbeischritt, schlüpfte sie seufzend wieder in den dunklen Hausflur zurück.

„Wer weiß" — sprach Otto neben William weiter schreitend, „ob das seltsame Mädchen, die eben so schön zu lächeln als zu zürnen versteht, Deinen Zuruf sich zu Gunsten ausgelegt hat. Fast möcht' ich's bezweifeln, da jenen, der öffentlichen Verachtung anheimgefallenen Unglücklichen, die Sprache der Humanität längst fremd geworden ist."

„Du irrst," entgegnete William. — Mögen auch die Menschen mit ihrem Pharisäer-Stolze die Last des Elends in ihren schuldbewußten Herzen häufen und im hohlen Tugenddünkel die letzten sichtbaren Keime der ihnen angestammten Menschenwürde vollends zu vernichten suchen, so bilden sich doch unter ihnen gerade deshalb nicht selten Charactere aus, die bei dem Scheine moralischen Stumpf-

sinnes sich eine gewisse Feinheit und Kraft des Gefühls bewahren, die um so interessanter wird, je weniger sie sich nach außen hin offenbaren kann. Die Art und Weise, wie das Mädchen so eben unserm Herzblatte, Herrn Kleebein, seinen moralischen Bettelstolz zu Gemüthe führte, liefert den Beweis zu meiner Behauptung. Mag immerhin ihre oft spitzfindige Abwägung eigener Schuld gegen die geheimen, so gut wie gegen die aus allgemeiner Uebereinkunft durch Afterhumanität geduldeten Sünden derer, die weder Noth noch Verführung dazu zwang, sie trösten! Ich gönne ihnen den Trost wie dem Unglücklichen den kleinen Rausch, an dem er sich für langes Leid eine flüchtige Freude trank! „Wäre die Sünde nicht schön, — wer würde sie thun?“ fragte einst eine solche Unglückliche. Der Eine belächelte aus Indifferenz den drolligen Einfall, dem Andern gefiel die Frivolität weil sie Anklang in seinem Herzen fand, keiner aber von allen, die das Wort vernahmen, erspähte aus dem flammenden Blicke des geistvollen Auges und dem höhnischen Zucken des liebelächelnden Mundes die tiefe Ironie, die mir das Herz durchschnitt. — Sahst Du sie einst mitten im bachantischen Jubel der Freude plötzlich zusammen sinken in Jammer und Qual, und dann gewaltsam sich wieder aufraffen zu grauenhafter Lust?! — Hast Du sie belauscht in der Einsamkeit, wo die Reue nagend sie beschleicht und der Schlange gleich mit der kalten, giftbenetzten Zunge die brennenden Wunden des Herzens betastet?! — Eine mit Rosenöl getränkte Papierblume im Gartenbeet, ein verwesender Leichnam unter Weihrauch

und Blumenduft, ein Todtenkopf, dem man die Backenknochen roth geschminkt! Da hast Du das Bild ihres Lebens!"

„Mensch! Wie kommst Du zu diesen Bildern?!" fragte Otto und blickte starr in Williams Antlitz. „Mich graust vor Deinen Bildern!"

„Scheue Dich nicht, — entgegnete William, — und greif in die grauenvollste Tiefe eines Menschenherzens! Mit dem Giftkraute, das dort wuchert, pflückst Du doch wohl eine Immortelle ab!" —

Unter diesen Gesprächen hatten sie die geheimnißvolle Gasse mit den höhnischen Gaslaternen durchschritten. An der Ecke blieb William stehen und sprach: „Hier laß uns der Dinge harren, die da kommen sollen; und wenn Du den Dritten in unserem Bunde siehst, so gieb Dich ihm ja nicht als Genossen zu erkennen."

„Wer kann der Dritte anders seyn als Rudolph? — Der ist ja wie Du weißt bei der polnischen Gräfin zum Thee!" —

„Still! — Da kommt er eben! Mumme Dich ein! Zieh die Mütze in's Gesicht!"

Rudolph schritt eilig näher, blickte forschend auf die Vermummten, öffnete aber die Thür, welche zur Weinstube führte und trat hinein.

„Laß uns ihm folgen! bei einem Glase Wein können wir mit Muse Deiner Dinge harren, die da kommen sollen."

„Sie sind so eben gekommen, doch werden sie wieder kommen wenn sie gehen und — darauf ist's abgesehen!"

„Die Freunde harrten lange der Rückkehr Rudolphs aus der Weinstube und kürzten sich die Zeit im traulichen Gespräch.

Der Nachtwächter schnarrte und verkündete die elfte Stunde. Leer wurden die Straßen.

Näher und näher kam ein singender Nachtwandrer, ein betrunkener Sohn des Mars, der sich mühte, die Länge und Breite der Straße zu gleicher Zeit zu messen, vermuthlich um sie mit dem cubischen Flächeninhalte des Loches zu vergleichen, aus dem er als Arrestant am Morgen war entlassen worden. Die Viertels- und Achtelswendungen, um derenwillen er manchen Stoß und Hieb vom Corporal bekommen, gelangen ihm jetzt ganz ausgezeichnet und er sang in seiner Freude:

„Ein freies Leben führen wir! 2c."

„Ist denn" fragte er, als er an William antaumelte, — „ist denn der Zapfenstreich schon vorbei?"

„Der Zapfen wird nicht eher wieder gestrichen, als bis Morgen Abend halb zehn Uhr," antwortete William, der ihm gutmüthig die schreckliche Nachricht verschweigen wollte, um ihm die kurze Freude und den ertrunkenen Freiheitstraum nicht zu rauben.

„Nun das ist mir recht lieb," sagte vergnügt der Soldat und fügte hinzu: „Erlauben Sie gehorsamst, daß ich an Ihre Laterne trete? Ich will nur sehen, was mir die Wetterhexe zugesteckt hat!"

Mars Sohn trat zu den Freunden unter die Gaslaterne, holte ein Bündel aus seiner Tasche und mühte sich vergeblich es auf zu knüpfen.

„Wart' Camerad! Ich will Dir den gortischen Knoten lösen!" sagte William und kam ihm zu Hilfe.

„Kennen Sie die Corde auch?" fragte verwundert der Soldat, der den gortischen Knoten für den hielt, den seine Concordia (Corde in der gemeinen Sprache) geknüpft hatte. „Na! deswegen keine Feindschaft nicht!" fügte er hinzu, — „ich kümmere mich eigentlich nicht um sie, aber wegen ihrer Schwester muß ich schon hübsch mit ihr thun!"

In seiner offenherzigen Laune verrieth er das süße Geheimniß seines Herzens. Der Glückliche! er war von zwei Schwestern zugleich geliebt; und gerade für diejenige, die ihn heut Abend mit den Hosenträgern an sich allein hatte fesseln wollen, schlug sein fühlendes Herz nicht. Die Arme! — hätte sie doch ihr Herz statt der geräucherten Blutwurst in die Hosenträger gewickelt — vielleicht hätte er es nicht verschmäht, so gut wie die Wurst, mit der er, nachdem sie William entbunden, laut lachend in das geheimnißvolle Gäßchen taumelte. In der einen Hand diese, in der andern die Hosenträger, studirte er von Neuem Geometrie, bis ihn die Patrouille bei der verhängnißvollen Gaslaterne arretirte. Er aber sang, ohne die mindeste Satyre, dazu:

„Ein freies Leben führen wir!"

In dem Augenblicke wurde die Gewölbethüre verschlossen. Noch gab William die Hoffnung nicht auf, Rudolph werde noch durch die Hausthüre heraus kommen, als aber auch diese verschlossen ward, sahen sich

die Freunde betroffen eine Weile lang an und brachen dann in ein lautes Gelächter aus.

William hatte Rudolph belauschen wollen. Es war schon der dritte Abend, daß letzterer sich den Freunden entzogen hatte, ohne ihnen freiwillig Rechenschaft abzulegen, was er vorgehabt und wo er gewesen. Durch den langen Ralf, der Rudolph den Abend vorher in Begleitung der beiden Harfenmädchen hatte gehen sehen, war er von Williams heimlichem Vorhaben in Kenntniß gesetzt worden. Ihn bei seinen Ritterdiensten zu beobachten und dann deshalb zu necken war die Absicht. Vergebens hatten sich die Freunde vermummt, vergebens hatten sie über eine Stunde lang Wache gehalten; daß er ihnen aber wieder entschlüpft, denn aus dem Hause mußte er gegangen seyn, war ihnen das Lächerlichste dabei.

Sie verließen ihren Posten und gingen nach einer auf die Promenade führenden Gasse, wo Jemand hastig in eine Klingel riß. Dort angekommen sahen sie einen Mann in einer weißen Nachtjacke stehen, dem mit einem Fensterchen im dritten Stocke des Hauses ein tröstendes Licht aufging. Aus dem Fensterchen guckte ein Kopf.

Der Mann in der Nachtjacke schloß blitzschnell vom Kopfe auf einen Hals, vom Hals auf einen Rumpf, vom Rumpf auf Glieder, bis er den ganzen Menschen zusammengeschlossen hatte, an den er folgende Worte richtete:

„Kommen Sie augenblicklich in No. 1237. eine Treppe hoch im Hofe links, rechts über den Gang, die

zweite Thüre, zu meiner Frau! — S'hat Eile. Der Hausmann wird leuchten!"

„Nun, nun! Das wird wohl Zeit haben bis morgen! — brennt's denn schon?" — brummte der Kopf herunter.

„Nein, nein! Das hat keine Zeit! Meine Frau hat schon den ganzen Tag geklagt! Augenblicklich braucht sie Hilfe!"

„Ach! wenn's hinten blos raucht, so scheer' er sich zum Guckuk! Ich hab' ja erst vorgestern das ganze Revier gekehrt!"

Betroffen schwieg der Nachtjacken-Mann. Der Kopf fuhr zum Fenster hinein — klirrend schlug er's zu. Nochmals riß der Mann in die Klingel. Wieder fuhr der Kopf zum Fenster heraus. „Zum Henker! laß Er mich in Ruhe!" donnerte dieser herab, aber der Ruhestörer fragte hinauf: „Hören Sie einmal! Sind Sie denn eine Kinderfrau?" — Das hielt der Mann, der ein Essenkehrer war, für Satyre und schimpfte gewaltig herab und drohte mit der Polizei. Der Nachtjacken-Mann schimpfte hinauf und drohte mit Gleichem. Am Ende, als William und Otto sich als Friedenstifter ins Mittel schlugen, ergab sich's, daß der Ruhestörer, statt die Klingel der Kinderfrau zu ziehen, die er seiner kreisenden Ehehälfte hatte zuführen wollen, die des Essenkehrers erwischt hatte.

„Die Störche bringen ja die Wickelkinder auch durch die Esse!" beschönigte William — warum kann's nicht auch ein Essenkehrer thun, der um seiner Kunst willen

mehr Beruf dazu hat, als die Störche, die blos darauf sitzen, zumal da er an den Schinken, die darinnen hängen, Vorstudien in der Entbindungskunst machen kann.

Die Streitenden waren besänftiget. Das Abenteuer belachend schlenderten die Freunde noch durch einige Gassen und bemerkten, daß sie nicht die einzigen Nachtwandler seyen, denn in einiger Entfernung sahen sie Einen, der Gleiches zu thun schien.

Als William vor Ottos Hause, bis wohin er den Freund begleitet hatte, Abschied nehmen wollte, rief Rudolph neckend vom Fenster herab: „Nun kommt Ihr endlich von der Wache? Ihr habt Eure Sache aber schlecht gemacht! Mit dem Schornsteinfeger storcht ihr, den betrunkenen Soldaten aber und mich laßt ihr laufen!

„Pah! Pah!" rief William lachend und eilte von dannen.

XIII.

Der Leser wird gebeten, sich in Glanz zu werfen, denn es ist großer ästhetischer Thee bei Madame Kleebein mit Donnerwetter, Predigt, Zuckerbrödchen und gerümpften Nasen.

Ueber den Häuptern des Kleeblattes zog sich immer finsterer und drohender ein furchtbares Gewitter zusammen. Herr Kleebein, der vor seinen Bekannten den Ausgang des Duells wohlweislich geheim hielt aus, wie er vorgab, humanen Rücksichten gegen William, war der „wolkensammelnde" Zeus. Da es ihm aber an Blitzen fehlte, wetterleuchtete der Witz seiner Frau Mutter, die mit Hilfe der Madame Fama, der auserwählten Schutzgöttin des Damentheeclubbs in ihrem Hause, den Sohn in seinem Donnerer-Amte unterstützte. Vor jeder Tasse saß eine Gewitterwolke, geschwängert von den Geistesblitzen der Oberpriesterin des Fama-Clubbs. Der Donnerer war unsichtbar, aber sein Geist schwebte unter ihnen. Von den Herren waren außer dem Hauswirthe nur der Legationsrath und der sehr gebildete Kaufmann, Herr Langhoff, dessen nä-

here Freundschaft William genoß, zugegen. Indeß diese mit Jenny's alter Tante im Nebenzimmer sich mit einer Partie L'hombre die Zeit kürzten, konnten die Damen ungestört Gewitterprobe halten. Die Wolken aber konnten das Wasser nicht halten, so daß es sich in Strömen ergoß und es den Anschein hatte, als wolle sich das Gewitter abregnen bevor es einschlüge.

„Aber" — hub im Laufe des Gesprächs Madame Kleebein gegen Jenny gewendet an — „ich begreife ihren Herrn Cousin nicht! In aller Beziehung beurkundet er durch feinen Takt und gesellige Tournüre, daß er der Ehre, des Herrn Legationsrathes Neffe zu seyn, vollkommen würdig ist, gleichwohl vergißt er sich so sehr, daß er dieselbe durch den Umgang mit so gemeinen Menschen auf's Spiel setzt. — Ich sollte meinen, Ihnen, gute Jenny, könnte dies nicht gleichgiltig seyn!"

Jenny suchte ihre Verlegenheit im Strickstrumpf zu verbergen und indem sie das Auge auf denselben fallen ließ, ließ sie eins von der Stricknadel fallen. Nach einer Pause reiflicher Ueberlegung sprach sie: „William liebt das Piquante — doch geht er vielleicht zu weit und meidet den bösen Schein nicht."

„Aber Sie sagten ja so eben, daß er's geflissentlich thue!" versetzte eine Dame, deren Kinn so spitz war als ihre Zunge — und das will viel sagen.

„Allerdings!" nahm Madame Kleebein das Wort — „er leugnet nicht einmal, daß er zu den Harfenmädchen auf's Zimmer geht, sondern trägt kein Bedenken es unaufgefordert zu erzählen! —

„Nicht möglich?!“ — rief die spitzkinnige Dame, ließ entsetzt den Strickstrumpf mit den goldnen mit glänzenden Rubinen besetzten Hütchen auf den Schooß sinken und küßte mit dem Rücken die Stuhllehne. „Nein! so indecent habe ich mir den jungen Mann nicht vorgestellt!“

„Ich wundre mich nur, daß Herr Otto seinen Freund deshalb nicht zur Rede setzt“ bemerkte mit einer bedeutsamen und zugleich verbindlichen Verbeugung gegen Jenny die überschwengliche Madame Langhoff mit dem großen Locken-Toupet und dem spitzen Ellenbogen.

Madame Kleebein errieth aber die feine Anspielung auf das Verhältniß zwischen Jenny und Otto, fühlte sich an der Stelle ihres Sohnes zur Eifersucht gereizt und entgegnete mit erzwungener Fassung, daß ihr Sohn zu ihrer großen Freude den Umgang mit Otto ganz abgebrochen habe, der nach allem, was sie von ihm gehört, so wenig wie sein Intimus, Rudolph, einen vortheilhaften Einfluß auf William äußere. — „Man will ihn an Orten gesehen haben, wohin kein solider junger Mann sich verirrt. — Schon das Gerücht ist anstößig!“

Die Dame mit dem spitzen Kinn, welche dem Maler Rudolph die Treue nicht vergeben konnte, mit der er ihre Züge nachgebildet, fand Gelegenheit sich über ihn auszusprechen, was sie um so eher thun zu können glaubte, weil sie Jenny weder in Otto noch in William dabei zu nahe trat und doch auch ihr Wort dazu geben konnte. Sehr scharfsinnig entwickelte sie, daß Rudolph nicht im Stande sei, ein feines geistreiches Gesicht aufzufassen und zu treffen, da der Umgang mit so gemei-

nen Leuten, wie Harfenmädchen seyen, eben so seinen Geschmack, als seinen scharfen Blick abstumpfe und verderbe.

Die Auseinandersetzung fand man eben so geistreich als treffend, namentlich stimmte Madame Langhoff bei, deren Liebenswürdigkeit Rudolph ganz unbeachtet gelassen hatte, obwohl sie ihm dieselbe ziemlich weit enthüllt. Rudolph malte sie nämlich vor Kurzem im reizenden Frühlingsmorgennegligée. Ueber dem Aerger, zu Gunsten des Bildes, so wie des Originales nicht ein dichtverhüllendes Winterkostüm malen zu dürfen übersah er die Reize, die er nicht sehen konnte und doch sehen, malen und noch mehr — sollte.

Da Rudolph außer dem Blitzkreise der Madame Kleebein lag, so besorgte sie, daß er zu viel Electricität ableite, so daß nicht genug für William und Otto übrig bleibe. Sie entzog ihn geschickt der electrischen Sphäre der gewitterschwangern Wolken und behutsam, ihn wenn auch nicht von Seiten seiner Künstlerschaft doch seiner Lebensweise entschuldigend, lenkte sie das Gespräch wieder auf Otto und William.

Eifersucht und gekränkte Eitelkeit der Frauen sind zwei Klippen an denen nicht selten ihre angeborene weibliche Zartheit scheitert; selbst die Gebildeteren unter ihnen achten zuweilen die Schranken jener Decenz nicht mehr, die selbst der rauhere Mann noch ehrt.

Nicht daß die versammelten Damen blos die äußere Ehre der drei Freunde verdächtigten, sie legten sogar ihren für anstößig erklärten Handlungen Motiven unter, die

auszusprechen das Roth der Schaam auf ihre Wangen hätte treiben sollen. Aber dazu kam es nicht. — Wenn's den ihrigen nicht gefehlt, würden sie es auf der Wange des Andern nicht gesucht haben! — —

Den schlimmsten Stand hatte Jenny. Sämmtliche Damen wußten, daß sie gegen den Willen ihres Vaters mit Otto ein innigeres Verhältniß angeknüpft hatte. Sie fühlte sich von Otto beleidigt in der Meinung, wenn er sie liebe, könne er unmöglich an den gemeinen Harfenmädchen Interesse nehmen. Dies und eine falsche Schaam bewog sie, vor den Augen der Gesellschaft über ihn den Stab zu brechen.

Während die sittigen Damen beim Thee zu Gericht saßen, plauderten die drei Freunde mit Anna und Röschen, zu denen sich später auch die schwarze Marie gesellte.

Die Freunde träumten sich bei Annas Schilderung des gemüthlichen Lebens in der Heimath in die Vergangenheit zurück, deren bunte Seifenblasen der flüchtigen Kinderfreuden wie alte liebe Sterne am Himmel des Herzens wieder aufgingen.

„Ach es war damals doch schöner als jetzt" — seufzte Röschen und blickte düster sinnend vor sich hin. „Wenn mir am Weinachts-heiligen-Abende der strenge Vater erlaubte aus der Stube, wo trübe der Kienspan brannte, zu gehen und die hell erleuchteten Fenster der Nachbar-Häuser anzusehen, dann vergaß ich über der Freude an den schönen Lichtern, die überall auf Kron-

leuchtern und Christbäumchen brannten, meine enge finstere Stube, wo es kein Wachskerzchen, keine vergoldeten Aepfel und Nüsse und kein Christbäumchen für mich gab. Aber ich war damals zufrieden, denn ich hatte noch nicht zu wünschen gelernt. Weiß das Herz einmal was ihm fehlt und was es entbehren muß, so sehnt es sich auch, es zu besitzen.“

„Sie theilen“ sprach Rudolph, „damit das Loos aller Menschenherzen. Immer sehnen wir uns zurück nach dem Vergangenen, das, je ferner es uns in der Erinnerung liegt, desto schöner uns dünkt. Selbst das entschwundene Leid lernen wir lieb gewinnen weil es die Thräne der Wehmuth verklärt, gleich dem nachfallenden Regentropfen der noch im Sonnenscheine glänzt, wenn das Gewitter längst vorüber.“

„Mir“ — sagte Anna — „sind die Erinnerungen auch lieb, doch denk' ich im Augenblicke der Freude nicht zurück, sondern in die Zukunft hinaus und freue mich schon im Voraus auf die Rückerinnerung.“

„Sie werden so an Freuden nie darben“ versetzte Otto und blickte erglühend in Annas heiter lächelndes Gesicht. „Jedes Glück ist eine Frucht, die den Saamen zu einer neuen in sich trägt. Die Erinnerung ist das Saatfeld des Herzens; und wer säet, der wird erndten.“ — „Aber wie dann?“ — fragte William gespannt, — „wenn im letzten Schmerz die letzte Freude untergeht, — wenn das Herz still steht — wenn der finstere Tod das heitere Leben von dem gebrochenen Auge küßt?“

„Ach daran denk' ich gar nicht!“ — antwortete

Anna rasch — „weil ich den Tod nicht leiden kann. — Der Pater sagt ja ohnedieß, daß erst mit dem Tode das wahre Leben angeht — und ich glaub's auch — aber ich weiß nicht — (setzte sie fast schüchtern wie eine Beichtende hinzu) ich kann mich noch gar nicht darauf freuen — und das ist gewiß nicht recht!"

Die schwarze Marie, die bis dahin still und anscheinend theilnahmlos zugehört hatte, mischte sich ins Gespräch. Aus dem, was sie sagte, ging hervor, daß sie eine jener Unglücklichen war, die weder der Glaube noch der Zweifel befriedigt und die sich am Leben berauschen um im Genusse ihr Unglück zu vergessen. „Man muß" sagte sie zuletzt — „weder vor noch rückwärts sehen! Was war — ist todt, was zukünftig, — lebt nicht!"

William blickte düster vor sich hin, gleich als klage er den Himmel um des Schicksals der Unglücklichen an. — „Ach!" sprach er dann zu den Freunden gewendet — „warum hascht der Mensch so oft nach Freuden des Augenblicks wie das Kind nach den bunten Seifenblasen?! — Kaum hat es dieselben berührt, da sind sie zerplatzt — und was bleibt übrig? — Ein Tropfen — oder — eine herbe Thräne!" —

Die schwarze Marie ahnte, wiewohl nur dunkel, den Sinn seiner Worte und seufzte leis. William blickte in ihr kaltes schönes Gesicht, wendete sich dann weg und lehnte die brennende Stirne an die kalte Fensterscheibe.

Die heitere Anna aber gönnte den ernsten Betrachtungen der Freunde, zu welchen Mariens Rede Veranlassung gegeben, keinen Raum. Sie malte die Freude des Wieder=

sehens mit bunten Farben und überlegte und berathete was sie alles angeben wollten, wenn die drei Freunde sie in ihrer Heimath aufsuchen würden, so daß das Gespräch schnell wieder eine heitere Wendung nahm.

Es schlug sieben Uhr. — William schied ungerne aus dem Kreise lieber Menschen. Es war die höchste Zeit. Die Gesellschaft bei Madame Kleebein harrte seiner, denn er hatte versprochen thätig bei einigen Vorträgen zu seyn, welche den ästhetischen Thee würzen sollten.

Er trat ein. Welch ein Contrast! — Es rauschten die seidenen Kleider, die steif geschnürten Leiber bogen sich forçirt gratiös zum höflichen Gegengruß und ihre beweglichen Gesichtsmasken verzogen sich nur halb zu einem huldvollen Lächeln, weil die vorhergezogne Sittenrichtermiene nicht völlig zurücktreten wollte. Es ging ihnen wie es zuweilen im Theater geschieht, wo ein Stückchen Saaldecoration hängen bleibt, während die Walddecoration gezogen wird.

Wie das Publicum im Theater, so mußte William bei diesem Maschinerie-Versehen lachen; indeß war er viel zu artig, als daß er's hätte merken lassen. Die etwas spitz von Madame Kleebein hingeworfene Frage, ob er durch angenehmere Gesellschaft so lange abgehalten worden sey, verrieth ihm vollends das vorhergegangene Gespräch und wurde der Commentar zu dem etwas undeutlichen Grundtext der Damenmienen.

„O nein!“ sagte er mit fein ironischem Lächeln — „wie wäre dieß möglich, da ich Hoffnung hatte in der Ihrigen den Abend zuzubringen! Indeß muß ich gestehen, daß ich mir schmeichle, man werde mich vermißt haben. Ich rechne aber um so mehr auf ihre Verzeihung, als eine derartige Eitelkeit bei Männern den Damen eine besondere Aufmerksamkeit gegen das liebenswürdige Geschlecht errathen läßt.

Wiewohl Madame Kleebein Gewandheit genug im Antworten besaß, so schwieg sie doch, weil sie durch eine entsprechende Williams satyrische Zunge herauszufordern fürchtete. Zu dem kamen auch die Herren aus dem Nebenzimmer nach der beendigten L'hombre-Parthie und begrüßten den Angekommenen. Auch Herr Langhoff fragte William, warum er so spät gekommen. Er antwortete scherzend, er habe sich im Lesen einer Predigt von Abraham a St. Clara über das achte Gebot so vertieft, daß er die Uhr überhört. Herr Langhoff verstand Williams satyrischen Seitenblick auf die Damen, da er in die Klatschereien eingeweiht war, und machte sich's zum besondern Vergnügen der Versammlung, namentlich den Damen den angeblichen Grund mitzutheilen, der Williams Ankunft verzögert.

Weder Name noch Schriften dieses humoristischen Kanzelredners waren den Damen bekannt. Da sie das achte Gebot nicht kannten, oder, um im Uebertretungsfalle nicht straffähig zu seyn, nicht kennen wollten, so merkten sie die Satyre nicht und erkundigten sich, weil ihnen das Predigtlesen eines jungen Mannes als etwas Pi-

quantes vorkam, nach dem Autor wie nach seinen Schriften (kein Wunder — es war ja einmal ästhetischer Thee.)

„Sie sehen nicht wie Predigtlesen aus, lieber Herr William!" sagte Herr Kleebein senior und schmeichelte sich, recht witzig gewesen zu sein.

„Ei! was haben Sie denn gelesen?" fragte die spitze Dame am Arme der überschwenglichen.

„Die Predigt über das achte Gebot" antwortete William gleichgültig höflich.

„Es heißt, fügte Herr Langhoff zuvorkommend hinzu: „du sollst nicht falsches Zeugniß reden wider deinen Nächsten" und schob schlau lächelnd William näher an ihre Seite.

„Du irrst wohl William!" sagte Jenny, die aus Delicatesse das Gespräch über das unangenehme achte Gebot ablenken wollte — „Es war wohl der Text — du sollst nicht lügen?" —

Der Einfall wurde belacht, besonders von den Damen.

„Nun wir wollen doch sehen, welche von beiden Predigten er gelesen hat!" sagte der Legationsrath uud forderte seinen Neffen auf, sie zu recitiren.

William weigerte sich indem er vorgab, die Predigt sey nicht für Damen geschrieben, überhaupt, fügte er hinzu, sey weder Ort noch Zeit günstig und passend dazu, wie wenig er auch den religiösen Sinn der Damen in Zweifel ziehe.

Je mehr er sich weigerte, desto mehr drang man von Seiten der Herren natürlich mehr als der Damen in ihn, die Predigt mitzutheilen, um so mehr als Herr

Langhoff erklärt hatte, daß Abraham a Santa Clara in seinen Predigten die kernigsten Witze niedergelegt habe.

Auf sein heimliches Zureden willigte endlich William nach kurzem Ueberlegen ein.

„Wohlan, da Sie in mich dringen," sagte er, so bitte ich die Damen nicht piquirt zu sein, wenn ich mit Abraham a Santa Clara von etwas Piquantem, nämlich vom Käse zu reden anfange.

[Es entstand ein allgemeines Gelächter.]

Er sagt nämlich in seiner Predigt: Es giebt Menschen, denen die Tugend zum Halse herausriecht wie böhmischer Käse — das sind aber solche Menschen, die mit der Tugend renommiren wie Studenten mit Kanonen und Pfundsporen, nur mit dem Unterschiede, daß erstere gleichsam ihre Sporen an die Ellenbogen schnallen, weil sie mit ihrer Tugend hoch hinaus wollen, während letztere sich mit denen an den Fersen begnügen, blos weil sie die Extreme lieben und die Sporen-Polarität zwischen Kopf und Fuß herstellen wollen.

Wenn man mehr Frauen unter den Tugendrenommisten sieht als Männer, so liegt der Grund in dem vorherrschenden Talente ersterer für die Schauspielkunst. Bei der Ausübung ihres Talents kommen ihnen ihre kleinen Tugenden zu Statten wie der billige Theaterflitterputz, der bestechend oft nur für ein einziges Tugendballet berechnet und brauchbar ist; und bekanntlich nimmt sich gemeines Flittergold auf den Königskleidern dramatischer Helden besser aus als ächtes, und der billige Kugellack der Tugendkoketterie schminkt höher als ächter Karmin.

[Die Damen räuspern sich — die Herren hüsteln] Weit größer ist die Anzahl der Tugendphilister. Philister sind aber die, welche vor der Zeit gealtert, denen das Herz zusammengeschrumpft wie ein alter Schuh und deren Kopf leer ist wie eine verrochene Riechbüchse. — Ihre Tugend ist, wenn's hoch kommt, ein negatives Laster. Sie können füglich mit den frommen Schaafen verglichen werden, die blos deswegen in so gutes Renommée gekommen sind, weil sie keine Hauzähne, Löwentatzen, Giftdrüsen ꝛc. haben. Sie hassen Niemanden weil sie nicht wissen was Nächstenliebe ist, sie urtheilen nicht über andre ab, weil sie zu dumm dazu sind, kurz, es sind recht gute Leute. Sie stoßen nicht weil sie keine Hörner haben, sie müßten ihnen denn aufgesetzt worden seyn, und sie stecken auch keine Kirchthürme in die Tasche.

[Gelächter der Damen und Herren]

Am meisten aber wird die vornehme Tugend exercirt. Ich ärgere mich allemal, wenn ich so einen Vornehmen mit moralischem Bettelstolze nicht im Guckkasten sondern unter ehrlichen Leuten sehe, ja ich könnte ordentlich melancholisch werden, daß man noch keine so großen Glasglocken zu blasen versteht, unter welchen man solche Tugendaristokraten vor dem Fliegengeschmeiß der Pöbeltugend sichern kann. Sie kommen mir immer vor wie jene Dame, die mit den behandschuhten Lilienhänden und Rosenfingerchen die schwarzen Kochtöpfe hin und her rückt und furchtsam den Rauchfang mustert, der vielleicht einige Tropfen Glanzrußes in den Haarputz fallen lassen möchte. Gut ist es, daß sie weder liberale Tugendrenommisten

noch servile Tugendphilister werden können, da sie wie der metaphysische Esel zwischen zwei Heubündeln stehen bleiben ohne zu fressen, weil sie nicht wissen von welchem. Daher kommt es auch, daß sie meist an geistiger Schmalbauchigkeit und moralischer Magenschwäche leiden. Sie nähren sich am liebsten von fremder Tugend wie schwache von stärkeren Nervensystemen ihre Lebenskraft entnehmen. Jedoch ist das Restaurationsmittel nicht immer zulänglich, denn man hat bemerkt, daß die Einwirkung gesunder kräftiger Tugendmenschen bei solchen an moralischer Magenschwäche Leidenden Gallenerbrechung verursache. Daher das gelbe Fieber des Neides und der Gallengeruch der Verläumdung. Ist's Wunder, wenn ihnen die Tugend zum Halse herausriecht wie böhmischer Käse? Amen.

[Allgemeine Pause — die Damen sind indignirt, die Herren wundern sich.]

Herr Langhoff brach zuerst das Schweigen. „Nein! Wie ist es möglich," wendete er sich an William — „daß sie Geist und Ausdruckweise des Schriftstellers so treu wiedergeben können, trotz der etwas modernisirten Sprache? — Ich bewundere eben so Ihr Gedächtniß als Ihre Rednergabe! — „Was meinen Sie" — fuhr er zu den Damen gewendet fort — „Ist nicht etwas Kerniges, ich möchte sagen Massives und Schlagendes zugleich im Ausdrucke wie in den Bildern?" —

Die Damen meinten dies und jenes, sagten aber eigentlich gar nichts. Der Legationsrath, der gerade heute Abend bei Laune war, drohte William mit dem

Finger und sprach komisch zürnend: „William! William! — Ich mag den Text nicht nachschlagen, denn deine extemporirte Predigt möchte ich schwerlich finden!" — William lachte und wendete sich zu Jenny, Sie zog ihn in die Fensterniesche. „Aber sag' mir nur," sprach sie zu ihm — „Macht Dir's denn im Ernst so große Freude, die, von denen Du dich beleidigt glaubst, so schonungslos dem Spott und Hohne bloszustellen? Du forderst gewaltsam den Haß heraus und giebst Dir das Ansehn eines ganz bösartigen Menschen!" —

William freute sich über die Zurechtweisung. „Ich bin nicht so bösartig als ich scheine" — sprach er und suchte Jenny sich zu versöhnen. Sich zu rechtfertigen versuchte er aber nicht, weil Jenny ihn doch nicht verstanden haben würde.

Nie drang ihm persönliche Beleidigung oder Kränkung die Satyre und Ironie als Waffe zur Rache auf, denn er stritt für seine bessere Ueberzeugung weniger gegen die Person als die Sache. — Ueberhaupt nahm er nur dann zur Ironie und Satyre seine Zuflucht wenn er's mit Menschen zu thun hatte, die nicht zu bessern, wohl aber zu züchtigen waren, denen entweder bei hohlem Weisheitsdünkel guter Wille zur gegenseitigen Verständigung fehlte oder die mit Leere des Herzens moralischen Bettelstolz verbanden. Nie aber traf sein Spott ein gutes Herz mit irrendem Verstande, oder einen Unglücklichen.

Die Damen suchten den Aerger über die unerbauliche Predigt zu bekämpfen und William bewegte sich

mit seiner gewöhnlichen Liebenswürdigkeit in ihrer Mitte, so daß bald der störende Eindruck seiner extemporirten Predigt verwischt wurde.

Der ästhetische Theil des Thees begann, von dem, weil dieses Kapitel ohnedieß zu lang geworden, im nächsten ausführlich gesprochen werden soll.

XIV.

Dieses Capitel handelt von dem ästhetischen Theile des Thees und dem, was zu Gunsten der Wissenschaft und Kunst vorgetragen, verhandelt und besprochen worden.

XV.

Der Ritt ins alte romantische Land, eine Walpurgisnacht-Scene und ein episches Intermezzo.

Am Morgen nach dem ästhetischen Thee trat der lange Ralf mit einer mehr als gewöhnlich wichtigen Miene ins Zimmer, wo Otto und Rudolph ihren in der Maschine selbst gekochten Kaffee tranken. „Wie ein Gebild aus Himmels Höhen,“ „Wie ein Fremdling aus der andern Welt“ stand er vor ihnen. Gleichwohl nöthigten sie ihn, am Kaffeetische Platz zu nehmen. Nach möglichst zierlichen Weigerungen ergriff er die Tasse, trank aber nicht, vielleicht weil der braune Trank ihn an sein Lethewasser von gleicher Farbe, an den Spanischbittern erinnerte, und er mit ihm Vergessenheit zu schlürfen fürchtete. Er hatte ja einen Auftrag auszurichten.

„Ich komme so eben von Ihrem Herrn Freunde!“ sprach er feierlich, indem er die Tasse zierlich in der Hand hielt und nach dem gegenüber hängenden Spiegel schaute, in welchem er weiter nichts als einen kurzen schwarzen Rock und ein weißes Vorhemdchen mit breitem

Halskragen ohne Band erblickte, welches beides er so eben von William zum Geschenk erhalten hatte, denn sein Gesicht und Haupthaar verliefen sich in die graue Grundfarbe der Stubenwände. — Wie er so in den Spiegel schaute, dachte er an die geliebten Jugendfreundinnen und ihre noch geliebteren Töchter, und sehnte sich nach einem Thaler, um sie, so lange der burschikose Halskragen noch weiß sey, zu einem Grog und der berühmten Dachsfettgeschichte einladen zu können.

Der lange Ralf war in seinem Studentenputze ein Gegenstück zu jenem kleinen Jungen, der zum ersten Male im schwarzen Frack und Hute aus der Kirche kommt und altbärtig an seinen Cameraden vorübergeht, die Haschemännchen und Festungserobern spielen.

„Hat Ihnen William etwas an uns aufgetragen?" fragte Otto, um den ausführlichen Bericht abzukürzen, den seine wichtige Miene errathen ließ.

„Ach der gute Herr!" sagte Ralf — „Er ist die Liebe selbst! Sehen Sie nur. Ich merkt's ihm an, es war ihm gar nicht wie Spaßen, denn er sah sehr leidend und angegriffen aus — aber er machte ein freundliches Gesicht, besah meinen weißen Rock und dann diesen seinen schwarzen und sprach: Da, setz' den alten in Ruhestand, er hat lange genug gedient, und ziehe den da an! Er band sein eigenes Vorhemdchen ab und gab mir's!"

Ralf war gerührt. Es brannte etwas in seinem Auge, und weil er in seiner Rührung an die Kaffeetasse nicht dachte, ließ er sie fallen, als er mit der Hand die

verkümmerte Thräne zerdrücken wollte. Ueber dem Schreck vergaß er Rührung, Rock und Thränen. Er las die Scherben aus dem schwarzen Meere am Boden auf und hatte das Ansehn, als wolle er mit seinen steifgewordenen Gliedern equilibristische Kunststücke machen.

Die Freunde ließen ihn aber damit nicht zu Ende kommen und applaudirten auch nicht, weil sie Ralfs Bescheidenheit kannten. Mit der Tasse war ihm der Auftrag entfallen und der Faden seiner Erzählung verloren gegangen. Rudolph gab ihm indeß wohlmeinend das kurze Ende desselben wieder in den Mund. Ralf berichtete nun mit kurzen Worten, daß William die Freunde bitten lasse, möglichst bald zu ihm zu kommen.

„So besorgen Sie schnell unsre Kleider und Stiefel!" sprach Otto. Ralf that wie ihm geheißen und dirigirte seine Streichinstrumente, die Bürsten, im schnelleren Tempo als gewöhnlich.

Als die Freunde bei William eintraten fanden sie ihn mit verbundenem Kopfe an einem Briefe schreibend. Er warf indeß schnell die Feder hin und hinkte ihnen entgegen.

„Wahrlich! Das fehlte Dir noch zum Mephisto!" sagte Otto lachend.

„Es war auch hohe Zeit, daß ich mir den lahmen Fuß anschaffte" entgegnete William — „es war ja Walpurgisnacht! — Bis jetzt hab' ich immer noch nicht gewußt, ob ich mich für Göthes oder Hauffs Mephistopheles erklären solle, und siehe da, der Zufall hat für

den Herrn von Göthe entschieden! — Ihr müßt nämlich wissen, daß ich Walpurgisnacht-Feier gehalten habe!"

„Die Dir schlecht bekommen" — fiel ihm Rudolph ins Wort, als er des Freundes krankhaften Zustand gewahrte.

„O das geht vorüber! — Das Fliegen durch die Luft hat mich weniger afficirt, als das Fußen auf festem Grund und Boden! Doch laßt mich nur erst den Brief beendigen, dann steh' ich Euch Rede."

William hatte das vom Vater geerbte Vermögen bis jetzt in Kleebeins Geschäfte stehen lassen, obgleich ihm kurz nach dessen Tode Herr Langhoff freundschaftlich gerathen, es anderwärts vortheilhafter und sicherer zu verleihen. Am vergangenen Abende hatte Langhoff ihn von neuem daran erinnert mit der Andeutung, daß, wie das Kleebeinsche Geschäft jetzt stehe und verwaltet werde, früher oder später ein Bankerott ausbrechen müsse. William zögerte deshalb nicht länger und kündigte in dem Briefe das nicht unbedeutende Capital. Als er ihn beendigt, setzte er sich zu den Freunden und begann zu erzählen:

„Wie Euch bekannt, riß ich mich von den beiden lieben Mädchen los, um der Einladung zum Thee bei Kleebeins zu folgen. Ich ging zeitig wieder fort, in der Hoffnung, Euch noch bei ihnen zu treffen, eilte ins Gasthaus und lauschte vor der Thür. Da ich aber die Mädchen allein sprechen hörte, schlich ich mich leise wieder die Treppe hinunter. Im Hofe blieb ich stehen, um zu überlegen, ob ich rechts den Weg zu Euch, oder links

nach Hause gehen solle. Da sprang plötzlich ein Hund, der mir die Treppe hinunter gefolgt, an mir in die Höhe, fuhr leckend nach meinen Händen und schien ganz erfreut, in mir einen alten guten Freund wieder zu erblicken. Es war mir gar nicht recht, daß ich seine Freude nicht erwiedern konnte, da ich mich durchaus nicht zu besinnen vermochte, je seine Bekanntschaft gemacht zu haben. Um indeß mir und meinem Gedächtnisse keine Blöße zu geben, that ich, als sey ich nicht minder erfreut und hoffte, er werde im Laufe der Unterhaltung mir aus der Verlegenheit helfen oder sich von mir trennen, ohne hinter meine Intrigue zu kommen. Da aber beides nicht geschah, so wollte ich mich empfehlen. Aber er drang mir seine Begleitung auf, und als ich auf dem Markte mich nach der Gegend meiner Wohnung wenden wollte, sprang er von Neuem an mir empor, winselte kläglich, zupfte mich am Rocke, lief einige Schritte auf die entgegengesetzte Seite des Weges, den ich nehmen wollte, blickte mich an, sprang wieder auf mich los, winselte, leckte, zupfte; kurz ich mußte dem Verlangen des sonderbaren Begleiters nachgeben. Auf der Promenade versuchte ich abermals zu entkommen. Vergebens! Von Neuem wiederholte er seine närrischen Beschwörungsformeln und zog mich mit sich fort. Das seltsame Beginnen des Thieres machte mich neugierig. Ich folgte ihm durch manche Gasse der Vorstadt. Vor einem kleinen Hause blieb er stehen, winselte und zupfte von Neuem, sprang nach der Thürklinke auf und sah bald mich, bald diese an. „Nichts halb zu thun ist edler Geister Art!“

dachte ich und öffnete die Thür. Aus der Parterrestube kam ein altes Mütterchen, das uns vermuthlich gehört und sagte: „Ach Sie sind's noch, Herr Doctor? — Sie ist den ganzen Nachmittag ruhig gewesen!“ — So?!? — antwortete ich, drückte den Hut tief ins Gesicht und schritt, durch die sonderbaren Reden der Alten noch neugieriger gemacht, dem Hunde nach die Treppe hinauf, wozu mir die Alte mit einer kleinen Lampe leuchtete.

Mein Begleiter blieb abermals vor der Thüre stehen und machte sein voriges Manöver. „Fipps! Fipps!“ rufte drinnen im Zimmer eine weibliche Stimme. Dießmal die Hand an die Klinke zu legen, schien mir doch zu gewagt. Gleichwohl war ich dem Hunde schon zu weit gefolgt. Umkehren war hier eben so gefährlich als Vorwärtsgehen, und Stehenbleiben ließ der Hund nicht zu, würde auch nichts gebessert haben. Ich erwartete jeden Augenblick, die Thüre werde sich öffnen; aber es geschah nicht. „Frisch gewagt ist halb gewonnen!“ Ich drückte die Klinke nieder. — Die Thür war verschlossen. Fipps sprang an ihr in die Höhe, winselte, kratzte und war außer sich. — Ich fühlte mit der Hand nach einem Schlüssel und entdeckte einen Riegel, von außen vorgeschoben. Des Hundes Freude war grenzenlos, als ich ihn wegschob und die Thür öffnete. Er sprang durch die schmale Lucke, durch welche ich einen Blick in das Zimmer werfen wollte, ehe ich Reißaus machte. Da — denkt Euch meine Verwunderung! — sehe ich ein Frauenzimmer auf einem großen Armstuhle mit Riemen angebunden

sitzen. Auf solch einen Anblick nicht gefaßt, blieb ich betroffen stehen. Fipps sprang an der Gefesselten liebkosend auf, doch ehe ich Zeit zur Ueberlegung gewann, was ich nun thun sollte, machte mich der Hund seiner Gebieterin bemerkbar, indem er mich beim Rocke in das Zimmer zerrte."

In kurzen Worten entschuldigte ich mich mit dem gewaltsamen Beginnen des Hundes, der mich, den Fremden, genöthigt, zu so ungewöhnlicher Zeit hier zu erscheinen. Das Frauenzimmer ließ mir aber nicht Zeit meinen Sermon zu Ende zu bringen, sondern bat mit einem unbeschreiblich rührenden Tone, ich möchte ihre Fesseln lösen, in denen sie unschuldig schmachte. Fipps sprang wieder an mir empor und sah bald mich, bald seine Herrin an. Erst jetzt, beim Anblick der Gefesselten, fällt mir ein, daß der Hund derselbe ist, dem ich Tags zuvor im Walde einen Dienst geleistet hatte. Er war nämlich, vermuthlich von muthwilligen Knaben, mit Stricken an einen Baum gebunden, und schien schon lange in solcher Gefangenschaft geschmachtet zu haben. Ich band ihn los, er winselte, leckte mich und sah sich im Fortgehen immer nach mir um. Jetzt war mir auf einmal klar, warum er mich seiner gefesselten Herrin zugeführt. Obwohl ich hätte Bedenken tragen sollen, dem Menschen das vorzuenthalten, was ich gestern erst dem Thiere gewährt, denn die Worte der Alten im Hause fielen mir ein, so widerstand ich doch weder des Hundes, noch der Gefesselten Bitten um so weniger, als das verblühte Weib, von deren ungewöhnlicher Schönheit noch deutliche Spu-

ren sichtbar waren, ihre rührenden Worte mit noch rührenderen Blicken begleitete. — Wäre ich ein Zauberer gewesen, ich hätte dem Fipps die Sprache verliehen!

Als ich das Weib entfesselt, stand sie dankend auf, bedeckte die Stirn mit der Hand und blickte wie aus schweren Träumen erwachend nach der hellen Lampe.

„Warum muß ich nur so viel leiden?“ mit dieser Frage eröffnete sie ein Gespräch, daß ich mit größter Vorsicht zu leiten suchte. Aus dem, was sie über ihre bösen Träume sagte, und das Erwachen in Fesseln, errieth ich, daß sie an Wahnsinnanfällen leide. Noch deutlicher kündete mir's das zuweilen geisterhaft aufblitzende Auge und der unstäte Blick. Auf meine Frage: wie es komme, daß sie ganz allein sey, berichtete sie, daß ihr Gefangenwärter (so nannte sie ihren Wächter) sie seit einer halben Stunde verlassen, um ihr wahrscheinlich wieder Gift zu holen, das sie trinken müsse.

Bei dieser Antwort ward mir nicht eben wohl zu Muthe.

„Sie meinen“ — sagte ich beschönigend — „Arznei? — Sie enthält allerdings zuweilen Gift, aber es wirkt wohlthätig auf die Gesundheit.“

„Gift?“ — fragte sie schaudernd, — „Huh! das macht aber die bösen Träume. — Ich kann nicht daran sterben!“

„Nicht immer ist in der Arzeney Gift — und man nimmt sie deshalb um nicht zu sterben!“

„Sterben?!“ — schrie das Weib im Ausbruche des Wahnsinns und stierte mich mit den furchtbar rollenden

Augen an, — „Ich bin ja schon gestorben! Mein Liebster, der mich schon lange todt gemacht, ist aber noch todter! Frag' nur die Kartenschlägerin! — Es war eine Schlange — und die Schlange war glatt wie mein Liebster! Die hat mich vergiftet und wenn mich der Liebste küßt, muß ich ihn vergiften!"

In dieser Weise sprach das Weib. — Um sie zur Vernunft zurück zu bringen, versuchte ich das manchmal mit Erfolg angewendete Mittel des donnernden Widerspruchs. — „Du lügst!" schrie ich ihr entgegen und blickte sie mit blitzenden Augen an. — Aber es half nicht. Sie nannte mich einen Giftmischer, ergriff wüthend ein Messer und drang mit Riesenkraft auf mich ein. Während ich mit ihr rang winselte Fipps, und die alte Frau begann vor der Thür ein Jammergeschrei. Immer wilder tobte die Wahnsinnige; schon hatte sie mir eine Wunde am Kopfe beigebracht, da gelang mir's, ihr ein Bein unterzustellen. Sie fiel, — ehe sie sich aufraffte, sprang ich nach der Thür. — Die Alte hatte sie von außen verriegelt. — Ich sprang in die Kammer und schlug sie hinter mir zu, konnte aber den Riegel nicht schnell genug vorschieben. In dem Augenblicke, als die Wahnsinnige wieder auf mich losstürzen will, trete ich ans Fenster. Ein Schuppendach ist dicht unter ihm. — Ich springe hinaus. Während ich auf dem Dache sitze und überlege, wirft die Verrückte in der Stube alles durch einander und zerschlägt Spiegel und Fenster. Es wird Lärm im Hause. Ich höre die Alte schreien und mehre Männerstimmen fluchen. „Hier ist nicht gut seyn!" dachte ich,

denn daß ich nicht der Doctor war, für den mich die Alte gehalten, mußte heraus kommen. — „Ein Sprung — und ich bin frei!“ Mit diesen Worten wagte ich den Ritt ins alte romantische Land. Unterwegs aber verlor ich, ein neuromantischer Pegasus, die Flügel und fiel wie einst Ikarus ins Wasser, nämlich in ein großes Waschfaß, that aber höchst wahrscheinlich einen schlimmern Fall als jener, denn ich verstauchte mir dabei den Fuß. Als ich zum Hause hinaus gehinkt war, nahm mich der gedrängte Haufe der Gaffer als ihren Collegen auf. Die Polizey kam. „Ach, daß sich's Gott erbarm'! schrie die Alte und trat unter der Thür dem Polizeyer entgegen. „Die Verrückte hat den Doctor erstochen und zum Fenster hinausgeworfen. Die Stube war von außen verriegelt, sie schwimmt in Blut — und der Doctor ist nirgends zu finden! Hier im Hofe muß er liegen! — Ach daß sich's Gott erbarme!“

Auf diesen Ausruf stürmte das Volk in's Haus. „Sucht ihn nur!“ Dachte ich bei mir und mußte lachen. Doch als ich in dem Augenblicke bemerkte, daß mir das Blut warm übers Gesicht lief, da lief auch ich, zwar nicht übers Gesicht, aber über Hals und Kopf nach Hause, so schnell als es einem Hinkenden nur möglich ist.“

So erzählte William, dem die Kopfwunde über Nacht ein Fieber zugezogen hatte. Mit dem Bilde der Wahnsinnigen, das ihn die ganze Nacht gepeinigt, verknüpfte seine aufgeregte Phantasie die furchtbarsten Vorstellungen, so daß er sich am Morgen sehr erschöpft fühlte. Otto drang in ihn einen Arzt zu rufen, doch erklärte William

die Wunde für völlig gefahrlos und das Fieber für vorübergehend. Indeß war er an das Zimmer gebunden, wo die Freunde ihm Gesellschaft leisteten.

Das Gespräch kam bald auf den Hund, das heißt, der Hund kam zur Sprache, der das Abenteuer veranlaßt und überdieß noch Williams Rock zerrissen hatte. Rudolph empfahl ihm, sich mit Röschen zu trösten, der vorgestern dasselbe auf offener Straße begegnet sey. „Ich muß Euch nur sagen“ sprach Rudolph — „daß ich zur höchlichen Verwunderung einiger mir bekannten Damen, die zu den Fenstern herabschauten, Röschen vorgestern einen Ritterdienst geleistet habe. Ein Wasserhund mit langem Körper und kurzen Beinen drang, als ich ihr zufällig auf der Straße begegnete, so stürmisch auf sie ein und zerriß ihr das Kleid, daß ich mich in's Mittel schlagen mußte. Mit einigen Stockschlägen zwang ich ihn zum Rückzuge. Heulend lief er davon, beklagt von Röschen deshalb weil er, wie sie mir sagte, ihrem eigenen in der Heimath so ähnlich sehe.“

„So war's derselbe“ sagte William, „der meinen Rock zerriß und mich seiner Gebieterin mit der zerrissenen Seele zuführte.“

„Ein seltsames Zusammentreffen!“ sprach Rudolph — „Am Ende hat er mit Röschen versuchen wollen, was ihm bei dir gelungen!“

Nun so muß das Ent- und Zuführen bei ihm Manie seyn!“ bemerkte Otto, „denn gestern nach Mittag sah ich denselben Hund Gleiches mit einem Handlanger oder was er sonst seyn mochte, beginnen. Dieser nannte den

von Euch beschriebenen Wasserhund auch Fipps, und weil er ihn außerdem mit allerhand in der gemeinen Umgangssprache gebräuchlichen Ehrentiteln tractirte und ihm androhte das Tractament zu entziehen, schließ ich auf eine genaue Bekanntschaft zwischen beiden."

„Der Hund gehört" — nahm William das Wort, „einer Verrückten — kein Wunder wenn er unsere Sphäre gesucht wie jener Pudel die des Faust, in welchem er den rechten Mann spürte."

„Ich meiner Seits verzichte auf diese Ehre!" entgegnete Otto lächelnd —„

„Bescheidene Seele!" rief William mit komischen Pathos. „So anspruchslos bin ich nicht, daß ich mir nicht gratuliren sollte manchmal für verrückt zu gelten, weil die Leute zuweilen eine größere Dosis Geist als sie gerade zum Eigendünkel, zur Splitterrichterei und zur Verleumdung nöthig haben, an andern für Tollkorn in der unschuldigen Mehlsuppe des Alltagslebens ansehen! Mehlsuppe! — Ja wenn's noch dabei bliebe! Aber sie rühren und quirlen so lange drinnen herum bis ein Brey daraus wird, in welchem Witz, Scharfsinn und Phantasie stecken bleiben!"

„Male das Bild nicht weiter aus!" sagte Otto — du malst ein Zerrbild!

„Und doch copire ich nur!" — fiel ihm William in's Wort.

„Das Leben giebt uns allerdings" — bemerkte Otto, „auf seine Oberfläche gern Carricaturen, doch je höher

wir uns über dieselbe aufschwingen, desto mehr verlieren sich die eckigen Umrisse zu weicheren, idealen Formen, die grellen Farben zu harmonischen Tinten."

„Ich lieb' es auch, mich darüber zu erheben!" entgegnete William — „doch wer als Raupe nicht die Erde erst betastet und durchkrochen, der fliegt als Schmetterling nicht über ihr zum blauen Himmel auf!"

Rudolph, der schweigend dem excentrischen William zu gehört hatte, welcher auf ein Thema gekommen, das ihn bei seinem gereizten Fieberzustande noch mehr aufregen mußte, hätte gern dem Gespräch eine andere Wendung gegeben, wenn sich schickliche Gelegenheit geboten hätte. Ein Tumult auf der Straße bot ihm diese, weshalb er die Freunde nach dem Fenster rufte.

Ein dicht zusammengedrängter Volkshaufe, dem von allen Seiten Gaffer zuströmten, nahm beinahe die ganze Breite der Straße ein. Im Mittelpunkte wildes Geschrei, außen gespanntes Zehentreten und vergebliches Fragen, zwischen innen aber Drängen und Ringen, abgequetschte Hüte und zerrissene Rockschöschen.

„Drei Worte vernimmt man inhalts schwer,
„Sie gehen von Munde zu Munde:"
„Schleuße — gewürgt — todt —"

„Was giebts? — Wo ist die Polizey? — Mord? — Wer? — Auf offener Straße! — Gelächter? — Unmöglich! Vielleicht ein Betrunkener! — Aber nein! — das war Jammergeschrei! — Hört ihr's? — das ist ein Kind! — Wer würgt das Kind? Hilfe, Hilfe!" — So spricht man.

Ein ruhiger, besonnener Nachbar fragt die drei Freunde, welche die Scene aus der Vogelperspective wie die Feuergalleristen im Theater beobachten, was es giebt. Es wird ihm keine Antwort, denn sie sehen nichts als in der Mitte des Haufens einen leeren Raum, groß genug um ihn mit dem Fragenden auszufüllen.

Aber wer ist der Kühne, der mitten durch das Volk sich drängt? — S'ist der Glatzkopf mit dem rothen Gesichtserker im großartigsten Style, eine große stämmige Figur, ein vollendetes Markthelferideal, mit aufgestreiften Hemdärmeln, in der Faust einen gewaltigen Pfahl. Wie der Wind in die Spreu, so fährt er unter den Haufen. Links und rechts schleudert er Stein um Stein zur Seite; ein römischer Widder durchbricht er so die Mauer von Menschen. — Da steht er — jeder Zoll ein Held — mitten im Kreise und hebt mit nervigem Arme den Streitkolben und schwingt ihn in der gewaltigen Faust. „Drei Schritt vom Leibe!" brüllt er mit Donnerstimme. Siehe da weicht ringsum das Volk und drängt sich schreiend nach außen. Er hebt die gewaltige Waffe — ein furchtbarer Schlag — da — er hat sie vollbracht die That des Ruhmes — er hat gesiegt! — Erschlagen liegt die Ratte mit der sich der große rothe Kater im Angesichte des Volkes schon lange herum gebissen. Stolz und ruhig und stumm verläßt der Sieger den Wahlplatz. — Es staunt das Volk, schaut bald auf den Sieger bald auf den Gefallenen. Jenen läßt es fürbaß gehen, diesen stößt es mit Füßen. — Leer wird allmählig der Wahlplatz. Als ob nichts gewesen, zieht jeder seines We=

ges. Endlich ergreift ein hoffnungsvoller Sprößling künftigen Heldengeschlechts die Ratte und läuft, seine Beute siegesfroh in der Luft schwingend, jubelnd von dannen; ihm nach ein Troß fahrender Gassenritter.

„Was meint Ihr?“ — fragte William mit komischem Lächeln als er das Fenster zuschlug — „was meint Ihr zu diesem Carricaturbilde von der Oberfläche des Lebens? — Schade daß wir noch nicht hoch genug standen! Vom Nikolaithurme aus betrachtet hätte das Genrebild vielleicht den Character des Historiengemäldes angenommen!“

Otto verstand Williams Satyre und entgegnete: „So wärst Du vielleicht lieber wie eine Raupe selbst mit unten herum gekrochen, um später als Schmetterling uns überflügeln zu können?“

„O nein!“ — sagte William in Lachen ausbrechend — „ich stand in der gehörigen Ferne, um der Scene die verborgenen Grundzüge einer welthistorischen Begebenheit abzulauschen, zumal da sie ganz im Geiste des Groß-Städter-Volkes verlief.“

Eben wollte sich Rudolph entfernen, um das Portrait der polnischen Gräfin zu vollenden, als

---

XVI.

Der lange Ralf und die kurze Frau Gevatter und noch manches andere, was der geneigte Leser in diesem Capitel schon noch erfahren wird.

Ralf athemlos ins Zimmer trat.

„Eine wichtige Frage!" keuchte er — „Haben Sie denn Ihre grüne Brieftasche verloren oder verschenkt? Ich hab' sie in den Händen einer Verrückten gesehen, die sie mir des Bildes wegen, das drinnen ist, nicht herausgeben wollte. — Ich hätt' sie sonst mitgebracht!"

William sprang betroffen nach seinem Rocke und suchte sie in demselben vergeblich. Erstaunt blickte er Ralf an, der mit offenem Munde die Antwort wie der Schlaraffe die gebratene Taube aufschnappen zu wollen schien.

Er hatte die Brieftasche verloren und zwar, wie er aus Ralfs Nachricht schließen mußte, im Ringen mit der Wahnsinnigen. Ungewiß ob er sie, als den Verräther seines Abenteuers, das unangenehne Folgen haben konnte, als Eigenthum zurückzufordern oder verloren geben

solle, hielt er nach kurzem Sinnen für's Klügste dem langen Ralf die Antwort vorzuenthalten. Er fragte also verwundert, wie er auf die sonderbare Frage komme.

„Das will ich Ihnen wohl sagen" — entgegnete Ralf. — „Ich ging nachdem ich meinen Dienst bei den Herren verrichtet, sogleich zu meiner Frau Gevatter, um mich ihr in dem schönen Rocke und Vorhemdchen vorzustellen. Wie ich vor der Thüre stehe, sehe ich mit Kreide drei Kreuze an die Pfoste gemalt. Ich mach' einen Spaß und spreche indem ich eintrete: Guten Morgen Frau Gevatter! — Sie haben vier Kreuze zu wenig über die Thür gemalt. Drei ziehen bei mir noch nicht! Wenn Sie mich los seyn wollten mußten Sie sieben hinmalen! — Ich denke, meine Frau Gevatter wird über den Spaß lachen — aber da hatt' ich mich verrechnet! — „Spaß bei Seite! Herr Gevatter!" sagte sie — „Ihr mögt lachen wie Ihr wollt — Der Schwarze spukt leibhaftig in meinem Hause seit ich die verrückte Harfenmadam aufgenommen! Ich mag die Karte legen wie ich will, sie trifft nicht mehr ein!" Meine Frau Gevatter legt nämlich blos zum Vergnügen ihren guten Bekannten die Karte, dann und wann auf Empfehlung für ein kleines Douceur auch Fremden — Unter uns gesagt! — Sie will auch leben!"

Ralf hatte eine höhere Bildung in Thaliens Tempel genossen. War er doch viele Jahre lang seiner stattlichen Figur wegen Statisten-Anführer gewesen und hatte sogar einmal den Geist in Kunz von Kauffungen mit

großem Beifall gegeben; denn seine vor Angst in die Fistel überschnappende Stimme hatte mehr auf das Zwerg- als das Trommelfell gewirkt. Kein Wunder, wenn er äußerlich das als Aberglauben belächelte was innerlich das Uhrwerk seines Kopfes zum Stillstand brachte.

Seiner Erzählung nach hatte am Tage vor Walpurgis ein Frauenzimmer bei seiner Frau Gevatter ein Meßlogis gesucht und gefunden.

In der kleinen zusammen gehuckten Frau Gevatter und dem langen steifrückigen Ralf berührten sich die Extreme, wenn sie nämlich ganz nahe bei einander saßen; und das geschah nicht selten am Kaffeetische, diesem Magnete, dem beide entgegengesetzte Pole zustrebten. Die Alte namentlich war eine enthusiastische Kaffeeschwester. Wenn das braune Plauderwasser nach der dunkeln Tiefe des Magens rann, so klapperte flinker das Mühlwerk des Mundes. Stärker tönte dann die Memnonsäule des Gesichtes, die Nase, das in Trümmer zusammengesunkene Monument ehemaliger Größe. Gab auch das lauernde, stechende Auge dem Gesichte einen unheimlichen Ausdruck, so milderte denselben doch der durch einige Backenrunzeln zum stehenden Lächeln verzogene Mund. Von Weitem hielt man freilich das ganze Gesicht für eine einzige große Runzel. Die Wellenlinie der Schönheit, die der Rücken beschrieb, hatte sich auf Unkosten des Gesichtes zu vollendet ausgebildet, denn sie war auf Hals und Kopf übergegangen, so daß beide von der verticalen Richtung um einen Winkel von beinahe fünf und vierzig Grad abwichen.

Am Morgen nach dem Einzuge der Fremden saß sie bei der dampfenden Welle des Plauderelixirs, ließ lustig klappern beim Klingen der Memnonsäule das Mühlwerk des Mundes und suchte in der Fremden ein Echo wach zu rufen. Diese, halb begeistert von dem Enthusiasmus der Kaffeeschwester, halb betäubt von dem Mühlengeklapper ihres Mundes verrieth ihr, daß sie früher als Harfenmädchen herumgereist sei, gegenwärtig ihre Tochter, nach der sie bis jetzt vergeblich gefragt, aufsuchen und mit ihr gemeinschaftlich durch Harfenspiel etwas verdienen wolle.

Ein Wort gab das andere. Sie erzählte der Alten von einem Liebhaber aus der Jugendzeit, der sie habe sitzen lassen und äußerte den Wunsch, zu wissen, ob und wo er noch lebe.

Des langen Ralf kleine Frau Gevatter war eine weise Frau — man sah's ihr nur nicht an, denn weiß war nicht ihre Leibfarbe. Sie wußte dies eben so gut als sie es wissen zu lassen verstand. Sie leerte bei dem geäußerten Wunsche die Tasse, warf einen scharfen prüfenden Blick auf die Fremde und holte mit den Worten: „Wir wollen doch einmal im Schicksalsbuche nachschlagen!" die Karte. Als sie dieselbe wohl gemischt der Fremden zum dreimaligen Abheben darbot, willigte diese, wie von einer dämonischen Gewalt gezwungen, in ihr Begehr.

Obwohl das Todtenblättchen, die Eichel-Achte, nicht eben sehr nahe bei dem rothen König, dem Liebhaber, lag, so minderte sich doch in den Augen der geheimniß-

vollen Norne die Entfernung bei Vergleich mit der Lebenslänge der Harfnerin und der vermuthlich beträchtlicheren ihres ehemaligen Liebhabers. Da in ihrer Idee das Todtenblättchen letzterem ganz nahe lag, so legte sie den undeutlichen Orakelspruch nach ihrer eigenen Ueberzeugung aus und zeigte nach dreimaligem Oeffnen des zwei und dreißig blättrigen Schicksalsbuches der Fremden die verhängnißvolle Eichel-Achte als Resultat ihrer Forschung. — Diese durch eine Menge bunt durch einander geworfener Wahrsager-Floskeln schon befangen gemacht, schrie erschüttert: „todt?!" -- und sank bewußtlos zusammen. Wahnsinn, der schon Jahre lang ihr Gehirn zerrüttet, ergriff die kaum Genesene wieder.

Die Alte geberdete sich in diesem Augenblicke wie die Fremde. Was sollte sie mit der Verrückten beginnen, wie sollte sie dieselbe loswerden, deren Unglück sie auf dem Gewissen hatte? Der Polizei sie zu übergeben, wagte sie nicht, aus Furcht vor Strafe wegen der Kartenschlägerei. In der Angst ihres Herzens läuft sie zu einem Arzte, der ihr verspricht, die Irre in einem Hospital unterzubringen. Einstweilen muß ihr Sohn den Krankenwärter abgeben. Dieser, um sich die Mühe zu ersparen, bindet die Unglückliche fest, die in lichten Augenblicken vergebens um Freiheit fleht. Gegen zehn Uhr des Abends verläßt er sorglos die Gefesselte, um eine verordnete niederschlagende Arznei zu holen. Da führt der Hund der Kranken William ins Zimmer.

„Ich halte" so erzählte Ralf, der die Frau Gevatter redend einführte — „Ich halte den schwarzen Mann,

der mit dem Hunde ins Haus kam, für den Doctor und leuchte ihm noch obendrein die Treppe hinauf. Es dauert nicht lange, so fährt der Teufel von Neuem in die Besessene. Ich springe hinauf und schiebe den Riegel vor die Thür, damit sie nicht etwa über mich herfallen möchte. Während sie in der Stube alles kurz und klein schlägt, kommt mein Junge mit dem Nachbar zurück. Wir reißen die Thür auf — die Verrückte steht mit dem Messer vor uns — die Stube schwimmt in Blut — der Doctor ist verschwunden! — Heut Morgen als der Doctor kam ergab sich's, daß er gar nicht da gewesen. Einer von den Leuten auf der Straße hat einen schwarzen Mann zum Hause heraus hinken sehen! Herr Gevatter! Bedenken Sie! In der Walpurgisnacht! — Ich frage: Wer kann es anders gewesen seyn als der leibhaftige † † †?!" —

„Mephisto! Mephisto!" riefen Otto und Rudolph wie aus einem Munde lachend und blickten William bedeutungsvoll an, dem sie diesen Spitznamen gegeben hatten.

„Ja auch ich muß lachen!" sagte Ralf, dem eigentlich gar nicht lächerlich zu Muth war.

„Doch nun zur Hauptsache — fuhr er fort — weshalb ich eigentlich gekommen. — „Als mich die Frau Gevatter zu der Wahnsinnigen brachte, die die Nacht über und den ganzen Morgen sich besser aufgeführt, sah ich sie mit der Brieftasche in der Hand auf dem Lehnstuhle sitzen. Sie that als bemerkte sie mich gar nicht, sondern besah sich das hübsche Bildchen in derselben.

Das verdroß mich. „Erlauben Sie gütigst," sagte ich zu ihr — zeigen Sie mir doch einmal gefälligst Ihre Brieftasche! Ich kenne sie — sie gehört meinem Herren! Wenn er sie Ihnen nicht geschenkt hat, so bitte ich sie mir aus — denn was meinem Herren gehört, darüber wach ich wie über mein Eigenthum! „Böser Mann!" fuhr sie mich an — du lügst — willst mich berauben! Ich hab' ein heilig Recht! Ich bin die Mutter! Geh' und laß mir mein Kind! — So redete sie ohngefähr. Was sie so sprach, klang recht hoch und schön gegeben — aber es war purer blanker Unsinn, denn wie hätte sie sonst die Brieftasche für ihr Kind ansehen können?! — Ich disputirte lange mit ihr herum, doch da ich sie ihr gerade nicht aus den Händen reißen wollte, mußt' ich ohne die Brieftasche abtraben, zumal da die Frau Gevatter fürchtete, die Verrückte möchte wieder zu rasen anfangen."

So erzählte der lange Ralf. Er stemmte die Arme in die Seiten, so daß er das Ansehn eines griechischen Φ gewann. Eine bedeutungsvollere Stellung hätte er annehmen können, wenn er wie der große Pope oder seine Frau Gevatter eine kleine bucklige Person gewesen wäre. Er hätte dann für ein „?" gelten können, doch ließ es sein Rücken nicht zu, der ein gebornes „!" war. Er hatte nämlich eine wichtige Frage auf der Zunge; doch war sein Mund ein „—" der zu errathen gab, was er nicht sagte.

William ertheilte indeß dem langen Ralf auf seine stumme Frage keine Antwort sondern erklärte: man

müsse um so vorsichtiger zu Werke gehen, je unerklärlicher es sey, wie die Brieftasche in die Hände jener Person gekommen. Daß die Wahnsinnige Röschens Mutter sey, bezweifelte er nicht; und gerne wär' er zu ihr geeilt wenn sein lahmer Fuß es erlaubt und wenn er nicht gefürchtet, daß dieser in ihm den Mephistopheles der Alten verrathen möchte.

Während William und die Freunde über den sonderbaren Zufall, der sie mit Röschens Schicksalen so eng verknüpfte, nachdachten und überlegten, was sie entweder ihretwegen thun, oder ob und wie sie ihr Nachricht geben sollten, ahnten sie schwerlich, daß das Walpurgis-Abenteuer als Unkrautsaame in Madame Kleebeins Munde Wurzel geschlagen. Kein Wunder, denn er fiel auf fruchtbaren Boden. Die Frucht, welche sie nur für ihre Schutzgöttin Fama erbaute, war der Weihrauch, den sie auf ihrem Altare opferte. Von ihm aus durchdrang der Opferduft gewöhnlich als blauer Dunst die Stadt.

Madame Kleebein hatte ein Lieblingssprichwort: „Alter schützt vor Thorheit nicht." — Deshalb hatte sie einen jungen Arzt angenommen. Aber mit dem andern Lieblingssprichworte: „Jugend hat nicht Tugend" — tröstete sie sich, wenn das erste an ihr in Erfüllung ging. Der junge Arzt war viel zu galant, als daß er die Thorheiten seiner Patientin dem ersten Sprichworte gemäß auf Rechnung des Alters gesetzt hätte; und Madame Kleebein, die Schöngeistige, welche in Tugend einen

zu abgenutzten Reim auf Jugend fand, verzichtete gern auf erstere, in der Meinung, letztere um so sicherer zu besitzen. Unter diesen Verhältnissen war es kein Wunder, daß Madame Kleebein kränklich, und ihr Arzt außerordentlich gewissenhaft war. Der ästhetische Thee hatte sie sehr aufgeregt — Musik, Declamation und namentlich Predigt. Deshalb war sie sehr erfreut, als der Herr Doctor am Morgen seinen Besuch abstattete. Er kam so eben von der Wahnsinnigen, die er zu seiner Verwunderung ganz verändert gefunden. Hatte sie den Tag vorher gewüthet und getobt wie eine Fieberkranke, so fand er sie als stille Wahnsinnige wieder, versunken im Anschaun jenes Bildes in Williams Brieftasche, welches die Irre für ihre Tochter erklärte. Zu seiner noch größeren Verwunderung fand er in derselben, als er sie genau durchsuchte, zwei offene Briefe mit Williams Adresse und zwar einen mit Madame Kleebeins Unterschrift. Er nahm beide pflichtgemäß zu sich und, betheuernd, nur die Auf- und Unterschrift gelesen zu haben, überreichte er mit fragender Miene den Brief der schönen Hand, die ihn geschrieben.

Die Dame warf nur einen flüchtigen Blick darauf — Entsetzen! Es war ein Brief aus den glücklichen Tagen, da sie die Doris oder Daphne spielte, in der Meinung, William sey der blöde Schäfer, der in Liebe zu ihr entbrannt. — Madame Kleebein wurde zum Glück nicht röther als sie schon war, denn bei ihr blieb die Natur weit hinter der Kunst zurück. — Lächelnd schlug sie den Brief zusammen. „Siehe da!" sprach sie — „die

Probe eines poetischen Briefwechsels, den ich zur Uebung mit dem Neffen des Legationsrathes Forster einmal geführt — ein sehr mißlungener Versuch, der Ihnen einen schlechten Begriff von meiner poetischen Feder wird beigebracht haben!"

Der junge Herr Doctor dagegen bedauerte natürlich, den Brief aus großer Gewissenhaftigkeit nicht gelesen zu haben und bat um Erlaubniß, durch Lectüre desselben Gelegenheit zur Bewunderung ihres poetischen Talentes nehmen zu dürfen. —

Beide wußten, daß sie sich gegenseitig belogen; sie waren aber Diplomaten und ließen es bei der stillschweigenden Uebereinkunft bewenden. Auf die Frage wie der poetische Brief in seine Hände gekommen, berichtete der Arzt alles, was er davon zu sagen wußte, erhielt aber dagegen keinen weiteren Aufschluß.

Während man hin und her sann, kam der Jammerdichter seine Aufwartung zu machen. Er war es, der Madame Kleebein für's junge Deutschland gewonnen. — Die Jugend war nun eimal ihre schwächste Seite; und hätte er mit Engelszungen das Evangelium vom alten Deutschland predigen können, sie würde nun und nimmermehr zum Proselyten geworden seyn, blos wegen des anzüglichen Wörtchens: alt.

Als ihm Madame die Neuigkeit mittheilte, gerieth er in Enthusiasmus. „Eine Wahnsinnige?!" rief er begeistert aus.

„Kennen Sie dieselbe vielleicht?" fragte Madame Kleebein neugierig gespannt.

„Nicht sie, sondern, was noch mehr sagen will, den Wahnsinn“ — entgegnete der Weltjammer-Dichter. „In ihm, als dem Sinne im Wahne, liegt eine Tiefe der Poesie, in die schwindelnd ein prosaisches Auge schaut. Er ist das Bild der Weltzerrissenheit und der gekreuzigten Gottheit im Menschen. Sein Schmerz entspringt aus der höchsten Daseyns-Wollust und sein Lachen ist die tiefste Ironie auf das Leben. Drehen Sie die Wahnsinnigen meiner Romane um — und Sie haben Götter!“

Der Herr Doctor, welcher für Scherz hielt, was dem Jammer-Dichter hoher Ernst war, bemerkte lächelnd, durch das Umkehren entstünden Congestionen nach dem Kopfe, welche nicht selten störend auf die Verrichtungen des Gehirns wirkten.

Das Gespräch kam bald wieder auf die Wahnsinnige und Williams Brieftasche zurück, wobei der Jammerdichter sich in Vermuthungen und Erfindung piquanter Roman-Coups erschöpfte, welche Madame Kleebein den gewünschten Aufschluß über die sonderbare Geschichte geben sollten. Nichts genügte ihr indeß. Was sie davon dachte, wagte sie nicht den beiden Herren zu entdecken. Sie that auch wohl daran, denn es war nichts Gutes, und wie leicht hätte ihnen das Sprichwort: „Wer arg ist, denkt arg,“ einfallen können.

Die gefundenen Briefe fachten ihren ganzen Zorn gegen William an. Der Gedanke, daß er durch manche Hand gegangen seyn könne, bevor sie ihn wieder erhalten, war ihr fürchterlich. Nicht daß William ihre Liebe blos verschmäht, nein, er hatte sie sogar durch Verrath

geschändet. Das böse Gewissen, das bis jetzt ruhig geschlummert, erwachte. In der Mißlaune ihres Mannes, die nicht sie, sondern sein Geschäft in der letzten Zeit verursacht, in der geringen Aufmerksamkeit, die ihr seit Kurzem einige Damen und Herren von Wichtigkeit schenkten, kurz in allem, was sie unangenehm berührte, fand sie Stoff zu traurigen Betrachtungen, deren Resultat war, daß William sie blosgestellt haben müsse. Gleiches mit Gleichem zu vergelten, brachte sie eine Geschichte von Williams Umgange mit einer wahnsinnig gewordenen Harfenspielerin in Umlauf. Als vollends durch Rückforderung von Williams Vermögen Herr Kleebein in Verlegenheit kam, hatte Madame gewonnen Spiel, und es ward ihr nicht schwer, den aus ihrem Gesichtskreise zu entfernen, den sie darum haßte, weil sie ihn fürchten mußte. Daß er aus Humanität geschwiegen und ferner schweigen werde, ahnte sie nicht, da sie dessen selbst nicht fähig war.

Rudolph hatte indeß Otto bei William zurück gelassen. Ehe er aber zur Sitzung bei der Gräfin ging, eilte er zu Röschen, um sie entweder auf das traurige Wiedersehen vorzubereiten oder ihr, wenn sie schon, wie er vermuthete, von der Mutter Ankunft unterrichtet war, Rath und Hilfe anzubieten. Er traf aber weder sie noch ihre Colleginnen zu Hause, denn bereits war Röschen mit Anna zu der Wahnsinnigen geeilt. Die schwarze Marie, welche wegen ihren vielen Erfahrungen und Lebensklug=

heit als Minister der innern und äußern Angelegenheiten des Harfenmädchen=Staates betrachtet wurde, hatte kaum die Nachricht von der Wahnsinnigen Thun und Treiben erhalten, als sie Röschen aufforderte sie aufzusuchen.

Mit ihr und Anna trat sie in's Haus der Kartenschlägerin, zu welcher der lange Ralf schon wieder geeilt war. Die drei Freunde ließen die Kranke ihrer gewissenhaften Verpflegung empfehlen; und damit die Alte, an Ralfs, als des Abgeordneten Wahrhaftigkeit nicht zweifele, gaben sie ihm einige silberne Siegel mit Wappen und Brustbild des hohen Landesfürsten zur Legitimation mit.

Er hatte bereits der Frau Gevatter seine Fertigkeit im Grog=Kochen gerühmt, in der Meinung, sie sympathisire mit ihm beim Anblick eines Thalers, doch hatte sie keinen Sinn für Blumen, und mit der Chaisenträgerblume gewinkt zu haben ließ sich der verblümte Ralf nicht gern vorwerfen. Statt der Blumen bot er ihr eben in der Verlegenheit eine Priese als die schwarze Maria mit Röschen und Anna ins Zimmer trat.

Beim Anblick der drei Mädchen hatte er nichts eiliger zu thun, als unvermerkt die anstößige Schnupftabakstose ihren Blicken zu entziehen. Während er aber verzweiflungsvoll die Taschen seines neuen Rockes vergeblich da suchte, wo er sie mechanisch an seinem weißen Flausrocke fand, schrieb die Nase die Quittung über die erhaltene Priese vorschnell auf das schöne weiße Vorhemdchen. — Ein Glück, daß die Mädchen es nicht bemerkten, die sich mit der Frage nach der einquartirten Meßfremden an

die Frau Gevatter wendeten, indeß diese Mühe hatte, den Hund ihres Gastes, den langen Fipps zurückzuhalten, welcher an Röschen bellend aufspringen wollte. „Wahrhaftig! s'ist Fipps! rief Röschen verwundert und erschrocken zugleich aus. Der lange Ralf gewann indeß Zeit mit geknickten Knieen die Muskelkraft seiner Waden und Schenkel zu prüfen und sich nach dem kleinen Spiegel über dem Pfeilertischchen zu bücken, ein sinniges Tableau zu der Arie des Tamino: „dieß Bildniß ist bezaubernd schön!"

„Herr Gevatter!" wendete sich die Alte an den langen Ralf — „was meinen Sie? — ob ich die Mamsells zur Kranken führen darf, oder nicht?!" —

Der lange Ralf warf einen bedeutungsvollen Blick auf die silbernen Siegel, die sie in den Händen wohlgefällig klirren ließ, verneigte sich vornehm artig gegen die Mädchen und sprach: „da ich die Ehre habe durch meinen Herrn mit den Fräuleins bereits bekannt worden zu seyn, werde ich mir's zum großen Vergnügen machen, Sie in's Krankenzimmer zu führen." Er öffnete zierlich die Thür und bat sie voranzugehen. Beim Schließen drehte er sich nach der Frau Gevatter um und machte eine Pantomine, die eine Gratulation für den ehrenvollen Besuch bedeuten sollte.

Ralf war es darum zu thun, der Frau Gevatter mit dieser Bekanntschaft zu imponiren.

Als aber Ralf abseits stand und sah, wie Röschen und die schwarze Marie auf die Kranke zustürzten, wie der todtenstarre Blick der Wahnsinnigen auf ihnen haf-

tete und wie das Wort der Liebe erstarrte vor Schreck und Betrübniß, da ward er stumm und ernst. Er dachte nicht mehr an den neuen Rock und das weiße Vorhemdschen und die schönen Mädchen, nicht mehr an die Frau Gevatter und den Grog. Und als Röschen laut weinend die Mutter umschlang, die ihre Tochter als Rosenstock auf des Liebsten Grab pflanzen wollte, als die schwarze Marie ihrer unglücklichen Schwester Trost und Muth zu sprach und Anna mit feuchtem Auge Röschen sanft von der Wahnsinnigen wegziehen wollte, da lehnte sich Ralf seufzend in den Fensterwinkel. Es ging sein eignes langes kummervolles Leben wie ein großer schwarzer Leichenzug an ihm vorüber. Ein dunkler Schatten fiel in seine Seele. Er wollte sich das Auge hell reiben, aber es blieb trübe, geblendet vom Schnee des Alters, der seinen Scheitel deckte. — Auf der Straße fuhren zwei Staats-Wagen voll geputzter Herren und Damen vorüber. Die reichen Leute sahen neugierig vom Wagen aus an den elenden Häusern hinauf und schienen sich darüber zu amüsiren. Muthwillig nickte einer derselben nach Ralf hinauf. Der aber blieb ruhig stehen und starrte den entrollenden Wagen nach. — Er dachte viel, wußte jedoch selbst nicht was. Das Herz war ihm aber recht schwer.

XVII.

Herr Kleebein tritt in der Rolle des Ritter Toggenburg auf und ab. — Der Leser wird gebeten zu applaudiren! — Der Krankenbesuch bei dem Patienten wider Willen mit Schreckschüssen, Blumen, Körbchen und Allerlei mit Nasen (jedoch keine von Krebsen) endigt sich mit Husten. Die Liebe und ein abgerissener Knopf bringen William in die Tinte, in der er bis zum nächsten Capitel sitzen bleibt.

Rudolph stand vor dem vollendeten Bilde und übersah es noch einmal mit prüfendem Blicke, neben ihm das Original, die bereits erwähnte Gräfin, die auf der Rückkehr von einer Reise durch das südwestliche Europa begriffen, sich hier schon seit einigen Wochen aufhielt.

„Sie werden" — sprach sie - - „sich in Warschau gefallen, so lange der Reiz der Neuheit Sie fesselt. Sehnen Sie sich wieder fort, dann stehen Ihnen Empfehlungen nach Petersburg in Familien zu Diensten, durch die Sie mit dem Hofe in nahe Verbindung kommen. Ihr Ruhm ist Ihnen bereits voraus geeilt, denn ich habe das Miniatur-Portrait von Ihrer Hand meinem Schwa-

ger nach Petersburg gesendet, und das eben vollendete Bild wiegt meine und meines Mannes Empfehlung in der Heimath auf."

Rudolph wollte eben den verbindlichen Worten mit einer höflichen Gegenrede begegnen, als die Dame lächelnd näher zum Fenster trat, sich ein wenig nach der Seite bog und mit gespannter Aufmerksamkeit etwas zu beobachten schien. „Ah! siehe da!" fragte die geborne Tochter Frankreichs lebhaft. — „Kennen Sie dort den Herrn im braunen Fracke?"

Rudolph öffnete, um bequemer hinaus sehen zu können — es war Herr Kleebein junior.

„Der junge Mann amüsirt mich sehr" — sprach die Dame. — „Ich hab' ihn einmal im Theater getroffen, wo er mir durch Ueberreichung seines Tubus eine Gefälligkeit erzeigte. Seit dem sehe ich ihn fast täglich unter meinen Fenstern vorbei wandern. Er nimmt sich dabei so drollig aus, daß ich nicht umhin kann ihn zum Complimente kommen zu lassen. — Ach! sehen Sie nur wie zierlich er einher getänzelt kommt!"

Herr Kleebein schwebte dem Hause näher. Er glich einer Götheschen: Muse in der Mark, als er über den kothigen Weg hinhüpfte, denn in der Vorstadt, wo die Dame der gesünderen Luft und einer Milchkur wegen wohnte, fehlte stellenweise das Pflaster, vielleicht aus ökonomischen Gründen, damit die Ochsen und Kühe des benachbarten Oeconomie-Guthes sich den Huf auf demselben nicht ablaufen möchten. — Die schmutzige Erde, über die sein wandelnder Fuß schritt, fühlte er nicht mehr,

denn er schwärmte in höheren Sphären, die jedoch die Höhe desjenigen Fensters nicht überstiegen, das:

„erklang
„wenn die Liebliche sich zeigte,
„wenn ihr süßes Bild
„sich zur Straße nieder neigte
„ruhig, engelmild —"

Näher und näher kam er geschwebt der holde Jüngling. Den Blick nach oben gewendet hob er den linken Arm und griff zierlich nach der Hutkrempe, indeß er mit dem rechten Fuße nach den Regeln der Tanzkunst ein wenig weiter ausschritt, um während der Verneigung den linken Fuß graziös nach zu ziehen. Schon hatte er das duftende Haupt entblößt, schon begann „die Liebliche" sich zu neigen — da — o Grauen! — ein jämmerlicher Schrei! — Der Unglückliche tritt mit dem rechten zierlich vorschreitenden Fuße ein kleines Gänschen. Die verzweiflungsvolle Mutter fährt schnatternd nach des Mörders Wade. — Die Gänse alle, sie sehen's! Laut schreiend fallen sie über den Missethäter her zur Rache an der gekränkten Mutter, und der große Gänserich fliegt, ein zweiter Ziethen, wenn auch nicht aus dem Busche, doch aus der nahen Pfütze auf den Feind zu, packt ihn und schlägt ihn unter lautem Schlachtgeschrei der Helden vom Capitolium in die Flucht.

Man will, als das Schreckliche geschah, vom Fenster herab ein Gelächter vernommen haben, doch wird die Nachricht nicht verbürgt. So viel ist aber geschichtlich wahr, daß Herr Kleebein die moderne Ritter Toggenburg-Rolle von Stund an aufgegeben und nicht mehr

„nach dem Fenster ging
„wo die Liebliche sich zeigte,
„wo ihr theures Bild
„sich zur Straße nieder neigte
„ruhig, engelmild.“

Statt seiner lag aber das Gänschen da

„eine Leiche —
„nach dem Fenster noch das bleiche
„stille Antlitz sah.“

Als Rudolph nach beendigter Sitzung bei William eintrat, kam der Freund lachend auf ihn zugehinkt. Er hielt einen erbrochenen Brief in der Hand, schwang ihn durch die Luft und überreichte ihn Rudolph, der verwundert bald den Brief, bald William anblickte.

Der junge Herr Doctor der Madame Kleebein hatte den in der Brieftasche der Wahnsinnigen gefundenen Brief an William gewissenhaft zurück gegeben und ihm zugleich entdeckt, daß er den mit Madame Kleebeins Unterschrift theils der Curiosität halber, theils um Aufschluß zu erhalten, wie die Kranke in Besitz dieser vertrauten Briefe gekommen, an genannte Dame abgeliefert habe.

So unangenehm es ihm auch war, daß gerade der Mann den Brief gefunden hatte, der Madame Kleebein öffentlich den Hof machte und doch jede Gelegenheit zum Witzeln und Spötteln hinter ihrem Rücken ergriff, so lieb war es ihm, daß Madame Kleebeins Finte wenigstens seinem Scharfsinne zu Hilfe kam und er Gelegenheit hatte, an dieselbe eine Ehrenrechtfertigung zu ihren

Gunsten zu knüpfen, die um so mehr den Schein der Wahrheit für sich hatte, je weniger der Arzt selbst an männliche Decenz in solchen Punkten glaubte.

Der andre Brief, den er während seines Aufenthaltes in der Residenz kurz nach des Vaters Tode erhalten hatte, war von Otto. Er entdeckte in demselben dem Freunde die Neigung zu seiner Cousine Jenny und schilderte Herrn Kleebein als seinen unschädlichen Nebenbuhler, der als komische Person in dem Drama seiner Liebe figurire. Daß der Arzt seinem Freunde Kleebein den Hauptinhalt des Briefes mittheilen werde, sah William voraus. „Geschehenes ist nicht zu ändern!" sagte er, als Rudolph das unglückselige Zusammentreffen der Umstände beklagte.

„Der Herr Doctor" — fuhr William fort — „war aber nicht damit einverstanden, denn was mit meinem Fuße geschehen, wollte er durchaus ändern. Er hat mir eine Salbe verordnet und mit sehr bedenklicher Miene ein langes Rezept aufgeschrieben, nachdem er meinen Puls untersucht und mir das Teteskop aufgesetzt hatte. Er wollte mit Hilfe des Hörrohrs mehr gehört haben, als ihm lieb. — Ich vermuthe, daß er meine Gedanken damit gehört, denn der Anblick des verlängerten Ohres brachte mich auf eine Ideenassociation, und gewiß hab' ich wider mein Wissen und Wollen innerlich Ja geschrieen!"

„Aber" — sprach Rudolph — „wenn Du auch nicht die Salbe anwendest, so würd' ich doch rathen, Du nähmst die Arznei — Du bist angegriffen!"

„Nun, so müßt' ich sie auf mein Kopftuch gießen!" entgegnete William, „denn das ist daran Schuld. Weil ich ihm nämlich aus guten Gründen nichts von der Kopfwunde sagen wollte, so gab ich auf die Frage, warum ich den Kopf verbunden habe, den Kopfschmerz als Ursache an. Sogleich haschte er nach meinem Puls, schüttelte mit dem Kopfe, vertiefte sich in einige ökonomische Fragen über Einnahme und Ausgabe, schüttelte wieder mit dem Kopfe, schwieg geheimnißvoll, bat um Feder und Papier und mühte sich so unleserlich als möglich zu schreiben. Nur den Gewichtezeichen, die selbst schön geschrieben schon genug Aehnlichkeit mit Hieroglyphen haben, widmete er weniger Sorgfalt."

Während Rudolph die geheimnißvollen Zeichen des vielzeiligen Rezeptes zu enträthseln suchte, pochte es und der Legationsrath nebst Fräulein Tochter Jenny traten ein. Der Doctor hatte beide auf der Straße getroffen und in geschäftiger Eile sie von dem höchstbedenklichen Krankheitszustande Williams in Kenntniß gesetzt. Da sie einmal in der Nähe waren, nahmen sie Gelegenheit, den Krankenbesuch abzustatten. Rudolph empfahl sich.

Der Herr Legationsrath war ein Mann von umfangreicher Bildung, wie sein Schneider sagte, der wohl mit der Länge, nicht aber mit der Breite der seidenen Zeuge auskam, wenn er eine Weste für ihn zu arbeiten hatte. Der Schneider hatte nicht Unrecht; denn der Herr Legationsrath war Naturphilosoph. Als solcher fand er nämlich in der Kugel das vollkommenste Ding, namentlich seit er einmal gelesen: Gott sey eine rotirende Kugel;

und da ihm zur Gottähnlichkeit weiter nichts fehlte, als die Beweglichkeit (denn er war, wie man so sagt, kugelrund) so hatte er vollkommen Recht, wenn er sich für sehr vollkommen hielt. So weise wie er benutzte selten Jemand das Leben; denn während Andre sich die Zeit so viel als möglich zu kürzen streben, so fand er in der Langenweile das beste Mittel, das kurze Leben zu verlängern; und damit unterstützte er nicht wenig sein Fortschreiten zu noch größerer Vollkommenheit.

Als er schwitzend von der Anstrengung des Treppensteigens bei William eintrat, kam diesem der Onkel wie eine Retorde und die Schweißtropfen wie aus dem Bauche derselben aufgestiegene Dämpfe vor; und da er wußte, daß plötzliche Unterdrückung des Schweißes nachtheilig sey, hielt er den Onkel in gelinder Wärme, indem er ihn wie eine Retorde in ein Sandbad setzte. Dieses bestand aus Augen=Sand, den er in des Onkels Augen streute, denn er versicherte, daß er sich recht wohl fühle. Darüber ereiferte sich der Herr Legationsrath, der auf das Zeugniß des Arztes mehr gab, als auf des Patienten. Auch wollte er nicht vergeblich die Treppen gestiegen seyn und den Krankenbesuch abgestattet haben.

Während er noch William ausführlich zu Gemüthe führte, wie sonderbar sein Leugnen sey und wie unrecht, daß er seiner Gesundheit so wenig Aufmerksamkeit schenke, trat

Die schwarze Marie von Otto begleitet in's Zimmer.

Dem Herrn Legationsrathe erstarrte das Wort im Munde. Durfte er seinen Augen trauen, so war die

Eintretende dieselbe, an deren Triumphwagen er sich schon vor Jahren einmal eingespannt hatte, denn da sie als Venus in ihm keinen Adonis finden wollte, schätzte er sich glücklich, wenigstens als Schwan figuriren zu können in der Hoffnung, er könne doch vielleicht an ihr wie an einer Leda zum Jupiter werden. Die Furcht, sie möchte vor den Augen des Neffen und seiner Tochter sich an ihn, als einen alten Bekannten wenden, wirkte wie das Sonnenlicht auf die Blumen, so daß er die Blüthenkrone seines Leibes, den Kopf von der schwarzen Marie, als dem Schatten, nach dem Fenster drehte.

Jenny war nicht minder verlegen bei Ottos unerwartetem Eintreten. Die Unbefangenheit, mit welcher er sowohl gegen seine in Jenny's Augen anstößige Begleiterin als gegen sie selbst sich benahm, beleidigte ihren Stolz. Wär' es ihr nachgegangen, so hätte Otto, wie eine Mimosa pudica vor ihren Augen zusammenfallen müssen. Da das aber nicht der Fall war, so hatte sie Lust, die Mimosa pudica in Mariens Nähe selbst zu spielen. Beinahe hätte sie vergessen, mit einem vornehm verächtlichen Seitenblicke Mariens einfach bescheidenen Gruß aufzunehmen.

William sah was vorging. — Um Marien für den Blick seiner Cousine zu entschädigen, begegnete er ihr mit doppelter Artigkeit und ungezwungener Freundlichkeit und bot, indem er versicherte, sie störe durchaus nicht, Marien einen Stuhl. Marie war nicht befangen. Es fiel ihr nicht ein, den Legationsrath anzureden, da er ihr zu

gleichgiltig war, und um Jenny kümmerte sie sich nicht. Ohne Umstände nahm sie Platz.

Otto suchte die Pause, die, wie er vermuthete, jetzt entstehen mußte, mit einigen gleichgiltigen Fragen nach dem Befinden des Legationsrathes und seiner Tochter, auszufüllen. Der Legationsrath war aus Verlegenheit ungewöhnlich freundlich und gesprächig. Wie Furchtsame mit Gesang, so schien er durch Schwatzen Herz zu fassen. Jenny aber ließ sich vom Aerger verleiten, die Regeln des conventionellen Anstandes aus den Augen zu setzen und drang, ohne zu antworten, in den Vater, er möchte aufbrechen. „Du siehst ja!" sprach sie — „daß wir stören, und um uns Herrn Otto zu verbinden, schlag' ich vor, daß auch William uns zum Diner folgt.

Otto entgegnete nichts. William aber dankte der Cousine für die improvisirte Einladung mit Bedauern, sie nicht annehmen zu können, da er sich bereits bei Marien zum Diner eingeladen habe.

„Ach! das ist vortrefflich!" sagte die schwarze Marie, — „daß Sie uns bei Tisch Gesellschaft leisten wollen! — Ich gehe sogleich alles schönstens zu besorgen. — Was ich mit Ihnen sprechen wollte hat Zeit bis dahin. — Für jetzt nur will ich Ihnen Ihre Brieftasche zurück geben! — Nicht wahr, Herr Otto! — Sie beehren uns auch zu Mittag? —

Die Freunde mußten den Scherz Ernst werden lassen und sagten lächelnd zu. Marie ließ sich nicht halten sondern entfernte sich.

Dem Herrn Legationsrathe fiel ein Stein vom Herzen als Marie ging. Wie Furchtsame nur nach der Gefahr Muth haben, so hatte er jetzt, da er sich sicher wußte, Muth den Sittenrichter zu spielen und fragte mit scharfem Accent: wer denn die Person gewesen sey.

„Wie?! — Sollten Sie die Dame nicht kennen, um deretwillen Sie einmal mit dem —schen Consul in einen fatalen Streit gerathen sind?“ — sagte William, der zufällig sich des galanten Abenteuers erinnerte, das man in W—s Weinkeller von seinem Onkel und der schwarzen Marie erzählt hatte.

Der Legations-Rath klappte sein moralisches Aufschneide-Messer, mit dem er eine chirurgische Operation an William hatte vornehmen wollen, ganz behutsam wieder zusammen.

„Daß ich mich nicht besinnen könnte!“ sagte er und fügte hinzu: „ein interessantes Frauenzimmer mit einem Paar recht schöner Augen. William! William! gucke nur nicht zu tief hinein!

„Interessant?!“ fragte Jenny höhnisch. Sie ist weniger interessant als sie interessirt.

William blickte ernst in ihr Gesicht, dessen edle Formen die Leidenschaft zu unedlen Mienen verzog. Als sie betroffen das Auge niederschlug sagte er im sanftesten Tone des Vorwurfs: „Jenny! Warum erinnerst Du mich wieder an die Predigt von gestern Abend, die Dir nicht gelten sollte?! Ich habe Dich zu lieb, als daß ich Deinem Irrthume mit Spott begegnen sollte.“

Jenny schwieg verlegen. Endlich ergriff sie mit einem erzwungenen Lächeln des Legationsrathes Arm zum Zeichen des Aufbrechens und sagte: „Es ist doch recht sonderbar, daß wir Frauen fast nie im Urtheile über Personen unseres Geschlechtes mit Männern harmoniren! Vielleicht sind wir zu befangen. — Indeß wette ich, daß gleiches der Fall bei den Männern sey, gilt es ein Urtheil über Personen ihres Geschlechts. Ich widerrufe also das meinige, bitte aber mir nicht zu widersprechen wenn ich das Urtheil der Herren über diese interessante Person eben so interessant finde als sie selbst sind.

„So bin ich also der Interessante?“ fragte der Legationsrath, froh, daß sich das gefährliche Gespräch so günstig für ihn wendete.

„Verzeihung! Herr Legationsrath!“ — sprach Otto halb ernst halb scherzend. — „Einen Theil der Blumen, die uns Fräulein Jenny so eben zu geworfen, maaße ich mir an! — Sie sind mir zu werthvoll!“

„Du willst sie gewiß in Dein Herbarium legen? — Trocken genug sind sie dazu!“ — sagte William.

Jenny that als hätte sie Williams beißende Bemerkung nicht gehört und sagte zu Otto gewendet: „Allerdings! Es haben alle drei Recht daran! Sie mögen die Blumen an sich und die beiden Herren vertheilen und zum Lohne für ihre Bemühungen sey Ihnen mit den Blumen das Körbchen verehrt.“

William durchschaute was Jenny seinem Freunde mit dem Körbchen sagen wollte. Otto, weder bestürzt noch

beleidigt, schwieg aus Delicatesse. William aber, der seiner Cousine den eingebildeten Sieg über Otto streitig machen wollte rief:

„Onkelchen! Halten sie das Körbchen fest, das an Ihrem Arme hängt (Jenny hing an seinem Arme wie eine Winde am Kürbis) sonst hängt sich's an Ottos Arm! Sie hören ja, es hat sich an ihn verschenkt!

„Wie so? — wie so?" fragte der Legationsrath verlegen, dem erst jetzt der verblümte Sinn des Gespräches dunkel dämmernd am engen Horizonte seines Verstandes aufging.

„Ich meine —" sagte William — „daß —"

„Ich meine" — fiel Jenny erzürnt mit lauter Stimme ihrem Cousin in's Wort und mühte sich dazu zu lachen — „Ich meine du seyst — "

„Ein Theil von jener Kraft
„Die, scheint's, das Böse will
„Und doch das Gute schafft" —

rufte William lachend, in dem er die Stimme seiner Cousine überbot.

„Ha ha ha!" lachte der Legationsrath, von Jenny nach der Thür gezogen, zu William zurück und war froh, daß ihm ein Witz einfiel. „Ja ja! so ein Stückchen Teufelsbraten bist Du! Du hinkst überdieß schon recht artig; und das gehört dazu! Adieu Meister Mephisto! — Adieu Herr Otto! —"

Der Herr Legationsrath lachte noch auf der Treppe über seinen Witz-Brocken, der ihm während des Lachens in die unrechte Kehle gekommen zu seyn schien, denn er

fing an gewaltig zu husten, so daß der Mann von umfangreicher Bildung ganz außer Athem kam und Jenny ängstlich nach William rief. Als er den Neffen erblickte keuchte er lachend und hustend zugleich: „Er hinkt schon, er hinkt schon!" wehrte mit der Hand den Zueilenden von sich ab und transportirte die schwerfällige Maschine seines witzigen Geistes langsam die Treppe hinunter. Es währte lange ehe die gehusteten Töne in der Ferne zum leisesten Piano verklangen.

Otto stand am Fenster und blickte Jenny nach. Er schien ernst aber ruhig. William wußte was im Freunde vorging. Theilnehmend schwieg er lange, um ihn nicht zu stören endlich sprach er:

„Ich weiß eine alte Sage von einem Stern und einer Quelle. Sie schauten voll Sehnsucht sich an und meinten sie liebten sich beide. Die Quelle spiegelte wieder sein Bild, denn sie war klar wie sein Strahl und der Stern sah verklärt sich in ihr und sehnte sich unterzutauchen, um wie seine Brüder die Wandelsterne in der wogenden Meerfluth zu kühlen die Gluthen der Liebe. Aber er stand unwandelbar in der Höhe. Da zogen zwischen ihm und der Quelle Gewitter hin. Sie meinte er sey unter gegangen, denn sie sah ihn nicht mehr. Der Stern aber leuchtete fort über den Wolken und ihr. Da ward der treulose Wind der Wellen glücklicher Buhle. Und als vorüber gezogen die Wolken da war verschwunden des Sternes Bild, denn die Quelle, so klar einst, war trübe geworden. — Meinst Du, weil der Stern sein Bild verloren, es sey verloschen sein Strahl?"

Otto hatte den Kopf sinnend an das Fenster gelehnt und sprach: „Nein! er leuchtet wohl fort, doch Niemand würd' es gewahren wenn er verglüht.

An Williams Beinkleidern, der während des ernsten Gesprächs sich mit der Toilette beschäftigte, riß ein Knopf. „Welche Sympathie!" rief er — „Dir reißt Jenny, mir reißt der Knopf ab!"

Vielleicht um Otto Trost, Rath und gutes Beispiel zu geben, stellte er sich dicht vor ihn hin und nähte einen neuen Knopf an. Er ließ sich indeß nicht abhalten an die Parabel von der Quelle und dem Sterne ernste Betrachtungen zu knüpfen.

„Wir täuschen uns" — sprach er, während er das Blut aus dem gestochenen Finger drückte und sog — „wir täuschen uns in unserer Liebe zu oft, indem wir unser eigenes Wesen in das fremde übertragen. Zu gern idealisiren wir und lieben im Weibe nicht selten uns selbst. — Egoismus ist aber dem Wesen der Liebe fremd!" —

William rieß der Faden. Er knüpfte ihn wieder zusammen und sprach fortnähend:

„Ueberhaupt ist es eine lächerliche Eitelkeit des Mannes, sich höher stellen zu wollen als das Weib. — Das Geschlecht ist Polarität!" —

„Hältst Du meine Liebe für egoistisch?" fragte Otto.

„Allerdings," entgegnete William — „in so fern Du Jennys Wesen Deine eigene höhere Bedeutung untergelegt. Warst Du doch der Stern und sie die Quelle!"

Otto schwieg. Zum Theil mußte er dem Freunde Recht geben. Der Vorwurf der Eitelkeit traf ihn indeß

nicht, da ihm auf der einen Seite die Liebe zu ernst war und er auf der andern die ersten Stadien derselben längst durchlaufen hatte. Als William den Knopf angenäht hatte, ermahnte er ihn an schnelle Beendigung seiner Toilette. Je eilfertiger er war, desto länger währte es, ehe er damit zu Stande kam.

Vielleicht weniger die Eile als seine Vertiefung in Betrachtungen über die Liebe waren Schuld, daß er das Vorhemdchen verkehrt umband. Als er aber den linken Stiefel an den lahmen rechten Fuß gezwängt hatte unterbrach er seine schöne Rede mit der Bitte um Ottos Beistand. Um sicher zu gehen warf er den falsch angezogenen Stiefel von sich, griff nach dem andern und mühte sich den rechten Stiefel an das linke Bein zu ziehen. Da er während deß seinen langen Körper wie eine Stange auf dem rechten lahmen Fuße zu balanciren hatte, erhielt die linke Seite das Uebergewicht. Die Balancirstange schlug um, fiel auf das vierfüßige Säugethier, den Tisch, den William statt mit Milch mit Tinte tränkte, riß ihn um, und aus dem umgestürzten Tintenfasse ergoß sich der Styx, auf dessen dunkeln Fluthen Oellampe, Federn und Frühstück-Rest das Wiedersehen in der Unterwelt feierten. William saß mitten im Styx oder vielmehr in der Tinte.

XVIII.

William kommt aus einer Tinte in die andere. — Der Autor steckt dem Leser mit einer kurzen Geschichte, die 17 Jahr lang dauert, ein Licht auf, bittet aber, er möge dieselbe am Tage lesen wegen der Lichtersparniß.

Während die schwarze Marie und Anna auf ihre Gäste harrten kam Rudolph zufällig, den beide mit Freuden zur Theilnahme am Mittagsmahle nöthigten.

„Wir erwarten, zu Ihrer Beruhigung sey es gesagt, auch Herren Otto und William,“ sprach Marie als Rudolph die Einladung abzulehnen suchte.

„Wenn das ist“ — entgegnete Rudolph — „so erlaube ich mir Williams Platz einzunehmen, denn auf den ist nie sicher zu rechnen. Er hat so seine eigene oder vielmehr gar keine Zeitrechnung — er steht immer über der Zeit — Ueberdieß wird ihn sein lahmer Fuß heut am Ausgehen hindern.“

„Herr William ist lahm?“ fragte die schwarze Marie gespannt — „doch nicht seit gestern Abend?“

Rudolph wußte nicht was er sagen sollte und sah Marien betroffen an.

„Eine Frage, Herr Otto!: Wissen Sie wohl wie Herr William zu der Brieftasche gekommen, in welcher meiner Nichte Bild sich befindet?“

„Er hat sie von seinem Vater.“

„Wie?! Wär's möglich?! — Meine Ahnung! Aber nein! der Name! der hieß ja Forster!

„Ganz recht! William heißt mit seinem Familiennamen Forster. Ihnen ist er bis jetzt nur unter seinem Taufnamen bekannt.“

Marie ließ eben im Begriff die Suppe zu serviren betroffen den Löffel in die Schüssel fallen, so daß die Brühe den Gästen in's Gesicht spritzte. Anna sprang vom Stuhle auf und rief:

Herr Forster?! Herr Forster?! —

„Gleich, gleich! da bin ich schon!“ rief es vor der Thür und William trat mit Otto herein. „Verzeihung meine liebenswürdige Wirthin, daß wir trotz unserer Eile so lange haben warten lassen. — Ist die Suppe kalt? — Schadet nichts, wenn wir nur warm sind!“

Otto, der die Spannung in den Mienen der Mädchen und Rudolphs nicht anders zu deuten wußte, als daß sie von der Unzufriedenheit über ihr langes Außenbleiben herrühre, bat um Verzeihung.

„Ich komme“ sagte William, „aus einer Tinte in die andere; und wär' ich nicht in dem Augenblicke als ich zu Ihnen eilen wollte, in die wirkliche Tinte gefallen, würde ich jetzt nicht in die figürliche gerathen.“

Otto wendete sich an Anna, die William mit großen Augen maß. Es entstand eine Pause. Marie bemerkte schnell genug die Verlegenheit, in der sich die Gäste befanden, weil sie die Ursache ihres ungewöhnlichen Benehmens falsch deuten mußten. Mit der Versicherung der Freude, daß die Herren doch noch Wort gehalten, bat sie dieselben Platz zu nehmen.

„Ihr Name, den wir so eben erst erfahren, hat uns in Erstaunen gesetzt" sagte Marie zu William gewendet. „Mich um so mehr als ich so in Ihnen einen nahen Verwandten kennen lerne.

„Wie so?" fragte William verwundert.

„Die Brieftasche, die ich Ihnen überbracht, fand ich heut Morgen in den Händen meiner armen wahnsinnigen Schwester, Röschens Mutter. In welcher Beziehung sie zu unserer Verwandtschaft steht sollen Sie erfahren." So sprach die schwarze Marie, erkundigte sich noch einmal bei William, ob sie das Eigenthum seines Vaters gewesen sey und bat ihn, die Brieftasche ihr nochmals zu zeigen. Sie schlug dieselbe auf und las folgende mit Tinte auf das schmutzig gewordene Leder der innern Deckseite geschriebenen Worte: „Zur Erinnerung an Franziska am Wallfahrtstage in Mariaschein. Hermann Forster."

William war in gespannter Erwartung. Schon oft war die Brieftasche Gegenstand sonderbarer Vermuthungen gewesen und jetzt steigerte sich eine Ahnung, die ihn beim Anblick der Wahnsinnigen beschlichen, zur Gewißheit. Dringend bat er Marien um Aufschluß.

Sie begann eine Erzählung, die, weil sie der Autor eben so gut, ja vielleicht noch besser weiß als die schwarze Marie, er dem geneigten Leser statt ihrer mittheilen wird. —

Die Erzählung hat den Titel:

„Die lederne Brieftaschengeschichte."

Der Autor läßt aber den Leser in Ungewißheit, worauf sich das: „lederne" beziehen soll ob auf die Brieftasche oder die Geschichte.

Es war ein schöner Spätsommer-Morgen, als der Maler Forster die Promenaden des freundlichen Teplitz verließ, um sich in der freien Natur zu ergehen. Nirgends fühlte er sich fremder als unter dem Gewühl der Badegäste, die mit der Langenweile auf den Gesichtern jede Zerstreuung, nach der sie jagen, verscheuchen. Nur in der Einsamkeit fühlte er sich heimisch, denn er hatte da sich selbst und die Natur, die allem, was er dachte und fühlte ein geheimes Echo gab. — Nicht Menschenscheu, nicht verfinstertes Wesen war es, was Forster für die Freuden des geselligen Lebens der Badegäste, das ohnehin wenig für Geist und Herz ihm bot, unempfänglich machte, sondern die Nachwehen eines tiefen Schmerzes, der sich zu jener stillen Wehmuth verklärt hatte, welche jede Freude im Farbenschimmer einer Thräne untertauchen sieht. Hatte doch der Tod das Liebste, was er sein nannte, von ihm losgerissen, seine Gattin, die ihm einen Sohn als heiliges Unterpfand treuer Liebe zurückgelassen. Immer dachte er an sie und tröstend trat der Gedanke an sein Kind, das er unter Aufsicht seiner Schwester daheim gelassen, zwischen ihn und seinen Schmerz. Ihm, der krank im Herzen, sollte das Bad

das Roth der Gesundheit und Jugendfrische wieder auf die Wangen zaubern. Aber er blieb bleich und trübe.

So trat er an jenem Morgen in's Freie. War es der Farbenzauber der wunderreichen Landschaft mit ihren mährchenhaften Bergen, die in den duftigen Morgenhimmel hineinragten, oder der regere Schlag des Herzens, das freudedurstig wieder am Quell der Natur schlürfte, oder waren es die Liederklänge, die wie Grüße theurer Lieben aus der Ferne zu ihm herüberwehten? — kurz er war heitrer gestimmt als je und das Lebensgefühl durchströmte ihn wärmer und belebender.

Näher und näher erklang das Lied.

„Sancta virgo Maria, ora pro nobis“

sangen die Wallfahrer, die seitwärts daher gezogen kamen, voran die Geistlichen mit Fähnlein, hinter ihnen ein buntgemischtes Völkchen Männer und Frauen.

Forster blieb stehen und zog, ehrend die Gebräuche der fremden Kirche, seinen Hut.

Die Wallfahrer sangen, die einen mit andächtigem Ernste, die andern mit Jubel der Lust, einige schäkerten, andre ließen Perle um Perle am Rosenkranze durch die Finger gleiten. Hier trug einer essend den Hunger nach irdischer, dort ein andrer trinkend den Durst nach geistiger Nahrung mit dem Schnapsfläschchen zur Schau. — Von allen Seiten strömten dem Zuge Menschen zu, so daß er nahe an 1000 Seelen zählen konnte.

Forster erfreute sich an den vielen originellen Figuren und dem seltsamen Treiben der verschiedenen Gruppen die an ihm vorüber zogen.

Am Ende des Zuges, wo das Gemisch immer bunter und wirrer wurde, fiel ihm schon von Weitem ein Mann auf, der über alle hervorragte. Er hatte einen kurzen, kaum bis über die Hüften reichenden alten Flausmantel um die Schultern gehangen. Unter demselben trug er ein bloßes Hemd, welches nicht ganz die braunen Arme bedeckte. Das wirre Haar und der starke weiße Bart gab dem sonnverbrannten Antlitz, über das eine tiefe Schmarre lief, einen martialischen Ausdruck, der mit der kleinen Violine, welche er in der linken Hand trug und die ihn zu einem friedlichen Musikanten stempelte, im komischen Widerspruche stand. Eine abgetragene blaue rothgestreifte Soldatenmütze und ein starker Knotenstock, den er wie ein Gewehr handhabte, schienen die Reliquien aus den Heldentagen seiner Jugend zu seyn.

„Allons enfans de la patrie!“ sang er mitten in das Sancta Maria hinein und schwang seinen Stock dazu. Die Leute nahmen daran keinen Anstoß, weil sie meinten, er singe auch ein lateinisch Kirchenlied.

Forster verwendete kein Auge von der originellen Figur. Als aber der alte Sänger ganz nahe vor ihm stand, sah ihn dieser so barbarisch an, daß er den Blick von ihm abwenden mußte. Da gewahrte er dicht hinter ihm ein Mädchen mit einer Harfe. Erstaunt und betroffen meinte er in ihr seine vor Kurzem verstorbene Gattin lebend vor sich zu sehen, so ähnlich war das Mädchen ihr. Dieselbe blühende Gestalt, dasselbe Gesicht mit dem Madonnenausdrucke und dem großen seelenvollen

Auge, von langen zarten Wimpern beschattet. Neben ihr ging ihre ohngefähr 12jährige Schwester.

„Franziska! der Mann sieht Dich recht an!" rief die kleine Brünette und wies neckend mit der Hand nach Forster.

Das Mädchen mit der Harfe drehte sich nach ihm um. War es Forsters sichtbares Staunen, oder überhaupt seine ungewöhnliche Erscheinung, denn in Böhmen, dem Lande der schönen Frauen, gehören schöne Männer zu den Seltenheiten, oder glaubte sie, weil er sie so fixirt, er müsse sie kennen; kurz sie sah sich noch einmal und dann noch einmal nach ihm um. Forster aber stand wie ein Träumender noch am Wege, als der Zug vorüber war.

Sinnend schritt er den Wallfahrern in einiger Entfernung nach. Ehe er sich's versah war er unter ihnen. Unwillkührlich drängte er sich in die Nähe der schönen Harfnerin. Er wußte nicht was er wollte, aber den Zug zu verlassen fiel ihm nicht ein.

Die ehemalige Klosterkirche Mariaschein, wo ein wunderthätiges Marienbild steht, war das Ziel der Wallfahrer. Es war erreicht. Während die Ersten im Zuge über das Bier, das vor dem Gasthause verschenkt wurde, herfielen, sangen die Letzten noch das heilige Lied. — Bald drängte sich alles bunt durch einander und aus dem Singen wurde ein wirres Schreien. Forster hatte seine Harfnerin verloren und wurde, da er mitten im Gedränge sich befand, in die Kirche geschoben, wohin diejenigen, vielleicht der erquickenden Kühle wegen sich flüch-

teten, die im Gasthause nicht unterkommen konnten. — In der Kirche war aber das Drängen und Lärmen nicht minder groß als dort. Wie im Gasthause nach dem Schenktische um des erquickenden Trunkes willen, drängte man sich in der Kirche nach dem Altar um den Segen und das Abendmahl zu empfangen.

Forster war auf das Fußgestell einer Säule gehoben worden und konnte so die Scene überblicken. Wie er, so ragte der Mann im Flausmantel über alle hervor. Dieser hatte die Violine und den Stock erhoben und bahnte sich mit den Ellenbogen gewaltsam einen Weg zu dem Segen spendenden Priester. Rechts und links stieß er Hüte und Kopftücher von den Köpfen und verschonte weder das schöne, geschweige das starke Geschlecht mit christlichen Rippenstößen. Eine vor dem Priester knieende Frau verschwand spurlos vor Forsters Blicken als der Flausmantelmann auf die Kniee stürzte um den Segen, den er mit Gewalt erobert, zu empfangen.

Ein Schrei lenkte Forsters Aufmerksamkeit von dem religiösen Helden ab. Dicht neben ihm erblickte er die schöne Harfnerin im Gedränge. Ein Mann hatte sie mit dem Kopfe gegen die Metallwirbel ihrer Harfe gestoßen. Statt des Bedauerns erhielt sie grobe Schmähungen, daß sie die Harfe mit sich herum trage. Sie schien jedoch weniger besorgt um sich als um ihr Instrument. Als sie Forster gewahrte, blickte sie erröthend zu ihm auf weil er, wie sie glaubte, gehört daß sie gescholten ward. — Gern wäre dieser ihr zu Hilfe gekommen, doch konnte er weiter nichts thun als die Harfe abnehmen, die er

über sich an einen in die Säule eingeschraubten Armleuchter hing und, damit sie diesen nicht herunter ziehe, mit der Hand unterstützend festhielt. Dankend blickte das Mädchen zu ihm auf mit jenem seelenvollen Ausdrucke, wie er seiner verstorbenen Gattin eigen war.

Ein großer Trupp Nachzügler drängte sich jetzt noch herein, so daß Franziska mit ihrer Schwester immer weiter nach dem Hauptaltare von Forster weggeschoben wurde. Wegen der unbequemen Stellung konnte er sich indeß kaum auf den Beinen erhalten und als das Gewühl in seiner Nähe dünner wurde, hakte er die Harfe los, trat vom schmalen Fußgestell herab und wartete unter der Thür mit der Harfe auf Franziska, um sie ihr wieder zu geben.

Lange stand er vergeblich da. Er wurde hinaus gedrängt. Franziska kam immer noch nicht. Die kleine Brünette, die er für ihre Schwester hielt, trat jetzt an der Hand des Alten im Flausmantel aus der Kirche. Bevor er sie rufen konnte war sie mit dem langen Helden in ein Zelt auf dem Kirchplatze getreten. Immer noch wartete er. Müde endlich des langen Harrens ging er in das Zelt, hoffend die Kleine dort zu treffen und ihr das Instrument übergeben zu können.

Als er eintrat sah er den Alten im Flausmantel mit aufgestreiften Aermeln auf einer Bank stehen und zur großen Erbauung hier und zur Belustigung dort eine Rede halten die, den heftigen Gesticulationen nach zu schließen, voll Kraft und Salbung war.

„Die Jungfrau Maria“ — so sprach er — „müßte „nichts besseres zu thun haben als Euch heut zu Tage „noch Wunder vor zu machen! — Was steht ihr da „und gafft und wundert Euch über die Wunder die ge= „schehen aber nicht mehr geschehen? Seit der große „Kaiser gefallen, giebt's keine Wunder mehr! Seht! „Sie haben ihn behandelt wie einen Schulbuben, der „den Kindern die Butterbemmen weggefressen, sie haben „den königlichen Aar wie einen Sperling in eine Ratten= „falle gesteckt und ihm die Federn ausgezupft, haben ge= „bellt und miaut dazu — seht ihr! Aber die Jungfrau „Maria hat sich nicht gerührt und hat zugesehen! Um „Euch aber, die ihr weder Pulver gerochen, noch den „großen Kaiser gesehen, kümmert sie sich nun vollends „einmal gar nicht! — Ich war in Moskau, bei Leipzig „und Waterloo! Wetter! Da hättet ihr seyn sollen! „Da gab's Pulver und Blut! Das war aber freilich „nichts für Eure weißen Kamaschen, und der Hirsebrei „hätte Euch da auch nicht geschmeckt. Amen! Zum „Schlusse unserer Betrachtung wollen wir noch das Lied „von der östreichischen Landwehr singen!“

Der Alte ließ sich vom Gelächter so wenig als vom Gemurmel seiner Zuhörer stören, sondern ergriff die Violine und sang:

„Nur langsam voran, nur langsam voran,
„Daß die öſtreichſche Landwehr nachkommen kann!

„Das Pulver stinkt schon von Weitem sehr —
„Herr Camerad geb' er 'ne Priese her!

„Nach Blut hat halter kein einz'ger Durst,
„Wir lieben's nur in der Tiegelwurst!

„Reißt aus, Cameraden! reißt alle aus:
„Dort steht ein französisches Schilderhaus!"

Schon bei den ersten Versen war das Gemurmel lauter geworden. Allmählig ging es in Schimpfwörter und Drohungen über. Je größer aber der Lärm wurde, desto stärker ließ der Sänger seine Violine und seine Stimme erschallen. Bei dem letzten Verse brach es aber in offene Feindseligkeiten aus. Einige nahe Stehende rissen den alten Barden von der Bank herunter. Dieser wehrte sich tapfer und schrie dazu: Reißt aus Cameraden reißt alle aus! —

Forster suchte mit seiner Harfe das Freie zu gewinnen in dem Augenblick stürzte

Franziska in's Zelt. „Vater! Vater!" schrie sie. Aber kein Mensch hörte den Ruf als Forster, welcher ihre Harfe haltend betroffen vor ihr stand. Sie ergriff das Instrument mit verzweiflungsvoller Hast und stürzte mit dem Ausrufe: Jesus Maria! mein Vater unter die Schlägerei. Forster zog sie nur mit Mühe zurück und stellte ihr vor, daß sie hier nichts ausrichten könne. „Ach Jesus Maria!" klagte sie — mein armer Vater! Er kann nichts dafür! Er hat wieder seine böse Stunde! Wenns nur die Leute wüßten!

„Heda! Ruhe!" schrie ein Polizeier. Kaum wurde er bemerkt, so ließ die Prügelei nach. — Der Alte war auf den Boden geworfen worden und als er den Mann

in der Uniform vor sich sah, ließ er das Singen, stand auf, als sey nichts geschehen, und grüßte den Polizeier mit: „guten Tag Camerad — warst gewiß mit bei Leipzig — willst mich arretiren — ich seh' dirs an, weil ich die Leimsieder da durchgewackelt habe — da! hast du meinen Degen! (Er gab ihm den Stock) Es geschah für den großen Kaiser!"

Der Polizeier schien sehr verwundert, sagte gar nichts sondern winkte blos dem Alten. Dieser schritt ihm mit militairischem Anstande ruhig nach. Die kleine Brünette kam lautweinend zu Franziska als der gefürchtete Polizeier den Vater fortführte. Forster hielt es für Unrecht die beiden geängstigten Mädchen in diesem Augenblicke zu verlassen. Auch war es ihm unmöglich, deshalb suchte er ihnen Trost zu zusprechen.

Es währte nicht lange, so war er mit Franziska und Marien, so hieß die vierzehnjährige Brünette, von einem Haufen Menschen umringt, die neugierig die Tochter des verrückten Redners angafften. Sich und die geängstigten Mädchen ihnen zu entziehen war nicht möglich und er mußte es geschehen lassen, daß der Troß ihn und die Mädchen bis ins Gasthaus begleitete, wo er für Geld und gute Worte ein Kämmerchen angewiesen bekam.

Dort erzählte ihm Franziska, sie sey mit dem Vater und der Schwester von P, dem bekannten Musikanten-Städtchen an der sächsisch-böhmischen Grenze, hierher zum Wallfahrtsfeste gezogen, um durch Harfenspiel und Gesang eine gute Einnahme zu machen. Der Vater war ein alter Soldat, der als Ueberläufer unter Na-

poleon gefochten. Sein Enthusiasmus für den großen Kaiser war, vielleicht in Folge einer erhaltenen Kopfwunde, in eine Art Raserei ausgeartet, die ihn zuweilen befiel, und die ihm schon bei mancher Gelegenheit üble Händel zugezogen.

Hatte dem Maler schon die auffallende Aehnlichkeit mit seiner verstorbenen Gattin großes Interesse für Franziska eingeflößt, so steigerte sich dasselbe, als sich ihm in dem schönen Körper auch eine schöne Seele enthüllte.

Die Tiefe eines Menschenherzens, in der oft das Senkblei des Verstandes vergeblich Grund sucht, öffnet sich nicht selten im Augenblicke heftiger Gemüthserschütterungen oder verhängnißvoller Schicksale, die plötzlich in das Getriebe des Seelenlebens eingreifen, die gewaltsam den Geist auf die Spitze treiben und, sey es das Wort oder die That herausfordern. Was sich dem Auge des Menschenkenners oft bei längerem Umgange im Alltagsleben, das wohl die Fläche, nicht aber die Tiefe gewahren läßt, verbirgt, enthüllt sich ihm in solchen Momenten; und es ist gewiß, daß die tiefsten Charactere am schwersten erkannt werden, denn selten liegt das Gold zu Tage und die edelsten Perlen schwimmen nie oben auf.

Franziska's Schicksale hatten ihren Charakter schon früh ausgeprägt. Mitten im Kriegstumult dem Vater von einer Marketenderin geboren, die mit dem Frieden in des Mannes Heimath zog, knüpften sich ihre ersten Erinnerungen an ernste Scenen des wildbewegten Kriegerlebens. Diese wie die Disciplin, mit der die Aeltern, selbst an sie gewöhnt, auch die Tochter erzogen, gaben ihr jenen

Ernst, der, wenn er sich mit jungfräulicher Liebenswürdigkeit paart, dem Weibe eine unbesiegbare Gewalt über Männerherzen verleiht.

Franziska hatte die Jahre der Mündigkeit erreicht und noch hatte sie nicht geliebt, ja, trotz dem, daß sie sehr schön war und ihr Vater ein Häuschen besaß, hatte sich nicht einmal ein Freier um sie beworben. Kein Wunder, denn sie schloß sich von Allen ab. Auch war der Vater den jungen Burschen des Städtchens im Wege, der sich die Freier theils deshalb fern hielt weil er sie nicht leiden konnte, theils weil er mit Franziska seine Pflegerin verloren hätte, denn seit seine Frau einige Jahre nach der Geburt der kleinen Marie gestorben, verwaltete die Erstgeborene das Amt der Hausfrau.

Als die Kleine herangewachsen, zog er mit ihr und Franziska im Lande herum, spielte die Violine und sang Kriegslieder zu der Harfe, welche die Töchter spielen mußten.

Der Alte, der im Erzählen seiner Kriegsaffairen und dem Ruhme seines großen Kaisers, des Feindes seines Volkes, sein größtes Glück fand, kroch, je mehr man die Zeiten des Völkerkrieges über neuern Interessen vergaß, immer tiefer mit der Erinnerung an die alte Zeit in sich hinein. Niemand wollte vom Krieg und dem großen Kaiser mehr hören und so kam es, daß er seinem Enthusiasmus gewaltsam Luft machte. Verlacht und verspottet gerieth er dann in Wuth und in den letzten Jahren äußerte sich sein Enthusiasmus in wahnsinnähnlichen Anfällen.

Franziska zu beruhigen versprach Forster sich für den Vater zu verwenden, obgleich er noch nicht wußte was er zu diesem Zwecke beginnen sollte.

Der Zufall war ihm günstig. Er hatte kaum einige Minuten nach dem Polizeier gesucht als er ihn mit dem Arrestanten traf, der, weil er eine politische Sünde begangen, an die nächste Behörde in Teplitz abgeliefeert werden sollte.

Der Polizeier war ein verständiger Mann, der Williams Gründe zur Freilassung des alten Kriegscameraden eben so gewichtig fand als die Zwanzigkreuzer mit denen sie unterstützt wurden. Beinahe hätte die ganze Unterhandlung nichts genützt, denn der Gefangene schalt auf seinen Häscher, daß er sich bestechen lasse, was doch ein ehrlicher Soldat nicht dürfe. Als ihm aber Forster erklärte, der Soldat der ihn gefangen genommen, thue seine Schuldigkeit, wenn er ihn als Geißel gegen den verlangten Tribut herausgebe, so ließ sich's der Alte gefallen und folgte seinem Befreier in's Gasthaus. Franziska's und der kleinen Marie Freude stimmten Forster ungewöhnlich heiter.

Es war Mittag herangekommen. Marie klagte über Hunger. Der Alte, der eine Zeit lang ruhig auf einer Kiste gesessen hatte, schien wieder ganz vernünftig zu seyn. Er zog seinen Beutel und reichte der Hungrigen einen Kupferkreuzer mit den Worten: „Da! kauf' dir ein Stück Brod! wir müssen erst etwas verdienen, ehe wir essen können" sagte er zu Franziska, steckte die andern zwei,

aus denen seine Baarschaft bestand, wieder in den Beutel und machte Miene zum Aufbruche.

„Ich denke," versetzte Franziska — „ein Stück Brod würde auch uns dienlich seyn, denn wir haben den ganzen Morgen noch nichts gegessen!"

Forster erklärte, er fühle ein gleiches Bedürfniß und bat die Gesellschaft mit ihm zu speisen.

Dem Alten schien es nicht recht zu seyn, doch weil Forster das Gespräch auf Napoleon brachte ließ er sich's gefallen. — Alle versicherten, seit lange nicht so fröhlich gewesen zu seyn, als der Alte mit den Worten: „Nein wir versäumen ja die ganze Wallfahrteinnahme," endlich vom Tische in der Gasthausstube aufstand.

Forster war in der kurzen Zeit mit den drei Menschen so vertraut worden als hätte er sie schon seit Wochen kennen gelernt, und als es zum Abschied nehmen kam war es keinem lieb, am wenigsten Franziska, die ihm das Versprechen abnahm, am andern Morgen wieder nach Mariaschein zu kommen.

Forster eilte nach Teplitz zurück wo er das Portrait eines Badegastes zu vollenden hatte.

Als er mit der Arbeit zu Stande war, ließ es ihm keine Ruhe. Die Sonne sank schon im Abend als er den Wagen bestieg, der ihn nach Mariaschein bringen sollte.

Forster wurde, ohne daß er's ahnte, aus seinem trüben Stillleben in das laute bunte Drängen der Welt wieder gerissen. Das Singen, Jubeln, Schwatzen, Lachen des fröhlichen Wallfahrer-Völkchens, das seltsame Gemisch der

verschiedenartigsten Gruppen und der widersprechendsten Zwecke, zu denen man sich hier vereint, gaben dem Ganzen einen eigenthümlich romantischen Anstrich. Kein Wunder wenn den Künstler, der alles noch dazu mit poetischem Auge ansah, der Zauber des Romantischen berauschte und er in der schönen Franziska den höchsten Lichtpunkt des Ganzen, wie in einem Gemälde, fand.

In dem Zelte, wo sie mit Vater und Schwester spielte, saß er bis spät in die Nacht ihr gegenüber, versunken im Anschaun der blühenden Jungfrau, die ihm unter den Umgebungen, wie sie die zusammengewürfelte Zechergesellschaft bot, ein Wesen höherer Art erschien. Forster übersah was um ihn vorging; und als endlich mit den letzten Gästen auch der Alte aufbrach, denn der Wirth trieb die Gäste fort, um das Zelt in einen Schlafsaal zu verwandeln, da war's als erwachte er aus seinem kurzen, schönen Traume. Franziska's seelenvoller Blick, der leise Druck mit dem sie den seiner Hand erwiedert, das zärtlich mit der schönen Stimme ihm zugeflüsterte: gute Nacht, ließ ihn, als er sie verlassen, die Sorge um ein Nachtlager, zu prosaisch finden, und er entschloß sich die kurze schöne Nacht im Freien zuzubringen, weil er nirgends ein Bett mehr bekommen konnte.

Der Alte war mit den Töchtern im Zelte auf der Streu geblieben, wo Männer und Frauen bunt durcheinander ihr Lager aufschlugen. Selbst dort wies man Forster zurück, als er den letzten Versuch unter zu kommen machte. — Er ging in's Freie.

Ringsum war's so still, in ihm aber ward es laut, denn das Schweigen der Nacht rufte die Stimme des Herzens wach. Die Luft war so lau, der Himmel so klar; im Laube der Bäume flüsterte es so geheimnißvoll und wie ein Irrlicht zitterte das verklimmende Lämpchen, das letzte, das an einem des Festes wegen illuminirten Marienbilde noch brannte, durch die Nacht. Am Fuße desselben warf sich Forster träumerisch auf's weiche Moos und blickte nach den Sternen. Sie schauten so heilig und ernst, aber auch so theilnahmlos auf ihn herab, daß er das Auge schloß. Da gingen die Sterne am Himmel seines Herzens auf; unter ihnen ein neues Sternbild, das er erst heute entdeckt.

Forsters astronomische Kenntnisse erstreckten sich nicht weiter als bis zum großen Bären, und doch war er ein Astronom. Er war aber ein umgekehrter, der nicht nach dem Himmel außer ihm, sondern nach dem in ihm schaut. — Ein Geräusch störte ihn in seinen Betrachtungen. Er kehrte die Objectivgläser seines Kopfes, die Augen, wieder nach außen und entdeckte die Jungfrau, dasselbe Sternbild, das am Horizonte seines Herzens leuchtend aufgegangen war. — Die Jungfrau war Franziska, welche neben der entschlummerten Schwester und dem schnarchenden Vater der Schlaf geflohen. Die erstickende Schwüle im Zelte, wo die Nacht und der Schlaf den Deckmantel der christlichen Liebe für die unchristlichen Liebesregungen der Wallfahrer abgeben mußte, trieb sie hinaus in die erquickende Nachtluft und die Einsamkeit. Das Lämpchen lockte sie nach dem Marienbilde, vor dem

sie knieend zur Heiligen beten wollte. Forster entwendete der Heiligen des Mädchens frommes Gebet, aber die Heilige gab kein Zeichen des Unwillens, denn was sie sprachen, war ja auch ein Gebet. Sie sprachen von allem Süßen, was Menschenbrust bewegt, von schönen vergangenen Tagen, von künftiger goldener Zeit, von Blumen und Lenz und Liebe, von Sternen und ew'ger Treu'. — Darüber erlosch das Lämpchen — lauter flüsterte das Laub im kühlen Morgenwinde, vom östlichen Horizonte zuckte ein rother Lichtschimmer hinauf nach den erbleichenden Sternen. Sie verschwammen. Zwei Sterne aber gingen nicht unter; es waren die Augen der Geliebten! —

„Träume süß!" sagte Forster für sich, als Franziska wieder in's Zelt schlüpfte und das harte Lager suchte. Er aber kehrte zum Marienbilde zurück, legte sich in's Moos und träumte halb wachend, halb schlummernd von ihr.

Der Morgen fand beide wieder zusammen. Franziska vertraute ihrem neuen Freunde erröthend, die kleine Marie habe sie vermißt und der Vater gefragt, wo sie gewesen. Es war das erste Mal, daß sie ihm etwas verschwiegen, aber sie hielt es für keine Sünde, vielmehr schien sie sich des zärtlichen Geheimnisses zu freuen.

Forster schlenderte mit ihr und Marien in der Nähe der Kirche durch das bunte Gewühl der Menschen. Ueberall waren Eßwaaren, Marien- und Heiligenbildchen,

Kurzwaaren und allerlei zum Verkauf ausgestellt, so daß das Wallfahrtsfest eher das Ansehn eines Jahrmarktes hatte.

Marie besah mit großem Interesse die Kostbarkeiten, die zur Schau aufgestellt waren und blieb vor einem Tische stehen, wo auf einem Würfelbrett allerhand Galanteriewaaren lagen, die derjenige für ein paar Kreuzer gewinnen konnte, dem Fortuna günstig war. Ein paar Ohrgehänge mit bunten Steinen stachen ihr vor allem in die Augen, und indem sie Franziska darauf aufmerksam machte, fragte sie, ob sie wohl einmal ihr Glück versuchen dürfe. Forster ließ sie würfeln. Was die Würfel versagten, gewährte ihr Forster, indem er die Ohrglocken um ein Billiges kaufte.

„Ei! Der Herr Baron wird doch auch seine Liebste einmal würfeln lassen!“ — rief der Galanteriehändler und machte Miene, Franziska den Becher mit den Würfeln aufzudringen. Franziska war erröthet und Forster bat lächelnd, sie möchte in des Mannes Begehr willigen, indem er diesem die vier Kreuzer Münze als Einsatz reichte.

Franziska warf. Ein einziger von sechs Würfeln zeigte ein leeres Feld und der Galanterie-Händler griff mit unwilliger Miene langsam nach dem Zahlenfelde, um ihr die schöne Brieftasche von grünem Saffian, die sie gewonnen, zu verabreichen.

„Was soll mir die Brieftasche?“ — fragte Franziska lächelnd, im Begriff sie dem Manne zurückzugeben, der mit trübseligem Gesichte sich von ihr getrennt.

„Ei! so gieb sie doch dem Herrn, für den Du sie eigentlich gewonnen“ — sagte die kleine brünette Marie. „Der liebe Herr wird sie schon brauchen können, von wegen der Liebesbriefchen!“ setzte sie kindisch neckend hinzu.

Franziska erröthete aufs Neue und bot Forster schüchtern das Gewonnene an. Dieser hatte seinen Arm sanft auf ihre Schulter gelegt und spielte mit der braunen Lockenfülle, die von ihrer Stirn in langen Locken herabrollte. Trunken blickte er das Mädchen an, die in diesem Augenblicke den ganzen Liebeszauber ihm in's Herz lächelte und bat um eine Locke ihres schönen Haares.

Die kleine Marie hatte unterdeß die Brieftasche geöffnet und in dem Etui eine kleine Scheere gefunden, die ihr besonderes Vergnügen machte. Als sie Forsters Bitte vernahm und Franziska halb ernst, halb scherzend sich weigerte, ihm die zu werthlose Gabe zuzusagen, schnitt Marie, trotz der Schwester Sträuben, ihr muthwillig schäkernd eine Locke ab, legte sie in die Brieftasche und übergab sie triumphirend Forster.

Die gutmüthig verspottete Franziska schmollte lächelnd, und als Forster ihr die Locke zurückgab, weil, wie er sagte, sie nur aus ihrer Hand Werth für ihn habe, rollte sie Franziska schön zusammen, knüpfte ein rothes Schleifchen, das an ihr Mieder gesteckt war, darum, und übergab sie Forster mit einem Blicke, der sagte, was ihr Mund verschwieg.

Forster versuchte nun auch sein Glück, doch war es ihm nicht günstig. Müde des vergeblichen Würfelns

kaufte er ein zierliches Näh-Etui zum Gegengeschenk für Franziska, dem er auf ihre zart angedeutete Bitte eine Locke von seinem Haar beilegen mußte.

Nicht die Geschenke, wohl aber die Locken, zu denen jene für die Liebenden nur die Zugabe waren, wurden das zweite Geheimniß vor dem Vater, das auch Marie bewahren mußte, der man begreiflich machte, daß der Vater schelten würde, wenn er erfahre, daß sie der Schwester die Locke muthwillig abgeschnitten habe.

Haben einmal Liebende Heimlichkeiten, so mehrt sich mit ihnen die Vertraulichkeit. — Die nächste Nacht vereinte sie wieder bei dem Marienbilde; die Heilige war ja verschwiegen und regte sich nicht bei dem süßen Kuß, mit dem die blühende Franziska dem Geliebten ihre ganze Seele hingab, denn sie war von Stein, fühllos und kalt und starrte mit den weiß und blau angestrichenen Augen hinaus in die Nacht wie in's Nichts.

Das Fest war zu Ende; die Wallfahrer zerstreuten sich. Wie sie wollte der Alte mit den Töchtern fortziehen. Forster gelang es ihn zu überreden, noch länger in einer Gegend zu verweilen, wo sich ihm so viel Gelegenheit zu erheblichem Verdienste darbot. — Die Mädchen beide, Franziska um Forsters und Marie um des Reizes der neuen Umgebungen willen, unterstützten Forsters Vorstellungen, so daß sich der Alte entschloß, die Zeit der Badesaison über hier zu verweilen.

Forster blieb in Franziska's Nähe. Der Entschluß, um ihre Hand zu werben stand fest in ihm, doch die Verschiedenheit des Glaubensbekenntnisses nöthigte ihn, dem strenggläubigen Vater so lange seine Liebe zu verheimlichen, bis es ihm gelungen seyn würde mit der Besiegung seiner Vorurtheile die Einwilligung zur Verbindung seiner Tochter mit ihm, dem Ketzer, zu erringen.

Die Schwierigkeit war um so größer als er gleich bei Anfange der Bekanntschaft die Meinung des Alten, er sey Katholik, eher unterstützt als widerlegt hatte. Selbst bei Franziska galt er als Glaubensgenosse. Ihre Liebe siegte zwar über den Sectenhaß, doch machte ihr die Entdeckung, Forster sey Protestant, große Sorge, über die der Geliebte sie zu trösten alles aufbot.

So verging ein Tag nach dem andern. Der Alte wurde, je mehr sich Forster, wo es nur thunlich, tolerant in Glaubenssachen zeigte, immer verschlossener, Franziska in des Vaters Gegenwart immer zurückhaltender gegen den Geliebten, und selbst die kleine brünette Marie schien die Liebenden strenger zu beobachten.

Eines Tages, als der Alte sie in vertrauter Umarmung überraschte, kam es zu der längst gefürchteten Erklärung. Der Vater war wüthend, fluchte auf Forster den Ketzer und scholt ihn einen arglistigen Verführer. Franziska's Flehen machte ihn nur noch ergrimmter! Sein Zorn steigerte sich zur Wahnsinnswuth. Mit geballter Faust drang er auf Forster ein, so daß dieser die Flucht ergreifen mußte.

Trostlos durchwachte er die Nacht, gepeinigt von Angst um Franziska. Sie war bereits seine Gattin, doch ohne des Priesters Segen. Sie sollte es werden vor der Welt durch ihn.

Am Morgen eilte er Franziska aufzusuchen und ihr seinen Entschluß, sich in aller Stille auch ohne die Einwilligung des Vaters mit ihr verbinden zu lassen, mitzutheilen. — Sie war nirgends zu finden, weder sie noch Vater und Schwester. Er fragte überall, wo er sie nur zu treffen wußte — vergebens! — Er harrt den ganzen Tag, den andern — sie war verschwunden, niemand wußte wohin. So schnell er konnte eilte er nach P., der Heimath Franziskas. Das Haus wo sie wohnten war verschlossen. Er blieb zwei Tage dort — sie kamen nicht. Wieder flog er zurück nach Teplitz. Ein Brief seines Bruders, des Legationsrathes Forster, war angekommen und forderte ihn zur schleunigen Rückkehr auf. Die Legationsräthin, Forsters Schwägerin, war plötzlich gestorben, seine Schwester, die während seiner Abwesenheit im Bade sein Haus versorgt, war zum Bruder nach Leipzig gereist und hatte den neunjährigen William, seinen Sohn, mitgenommen. Der Verstorbenen hinterlassenes Kind, die damals zweijährige Jenny, bedurfte ihrer pflegenden Hand.

Bestürmt von allen Seiten wußte Forster nicht was er that. Er setzte sich in den Wagen und fuhr eiligst nach Leipzig. Dort angekommen erkrankte der kaum Genesene in Folge der Gemüthserschütterungen sowohl, als der heftigen Anstrengungen der letzten Tage. Es währte

lange ehe er mit seinem Sohne wieder in die Heimath reisen konnte.

Draußen war es Winter geworden — auch in ihm. Der wilde Strom seines Herzens überzog sich mit dem Eise kalter Resignation. Es ward wieder Frühling. Mit ihm thaute allmählig das Eis von den Wunden des Herzens. Sie schienen verharrscht; nur zuweilen war's als wollten sie wieder aufbrechen. — Die Zeit so wie die Vorstellungen seines Bruders, des Legationsrathes, drängten Franziskas Andenken in den neblichen Hintergrund seines Gedächtnisses. Den Bemühungen des Bruders gelang es auch, ihn mit einer wohlhabenden kinderlosen Wittwe zu verheirathen, die sich sterblich in ihn verliebt. Wie bekannt lebte er aber nicht glücklich in dieser zweiten Ehe.

Es waren seit jenen verhängnißvollen Tagen, die er in Mariaschein und der Umgegend verlebt, 17 Jahre verflossen, da reiste er wieder nach Böhmen. Deutlicher als je trat Franziskas Bild vor seine Seele. Der Gedanke an sie wie die Locke, die er in der grünen Brieftasche mit sich führte, begleiteten ihn überall. An alles was er in Mariaschein und der Umgegend wiedersah, knüpften sich Erinnerungen an sie und das kurze Glück und das lange Leid; und als er neben dem steinernen Marienbilde saß, das zwar noch immer an derselben Stelle stand, aber das Gold von der Krone und die Farbe von den steinernen Augen verloren hatte, da war's als blickte ihn statt der Maria die Nemesis an.

Der Gedanke, daß er Franziska auch nicht das kleinste Zeichen der Liebe wieder gegeben, folterte sein reuiges Herz. — Es ließ ihm keine Ruhe bis er erfahren was aus ihr geworden sey. So reiste er nach P....... Das Häuschen, das man ihm vor 17 Jahren als ihre Wohnung genannt, erkannte er wieder. Ungestüm klopfte sein Herz, die Kniee zitterten ihm als er aus dem Wagen stieg. Im Gasthofe daneben miethete er sich ein, und erkundigte sich vorsichtig nach den Bewohnern des kleinen Häuschens, aus dessen Fenster ein liebliches Mädchenköpfchen schaute als er ankam. Die Nachrichten, die er erhielt, trafen ihn wie des Himmels rächende Donner.

In dem Häuschen wohnte ein finstrer, garstiger Mann, Franziskas Gatte und Röschen, ihre, nicht aber des Mannes Tochter, Röschen — Forsters Kind! Die Mutter aber war seit Jahren nicht daheim, sondern im Irrenhause.

Noch in der Nacht nach jener unglücklichen Scene der Trennung, war der Alte mit den Töchtern aufgebrochen, um Franziska der Nähe des Verführers und Ketzers zu entziehen. Er zog, wie Forster nicht vermuthet, längs der östlichen Erzgebirgsgrenze in der Gegend der sächsischen und böhmischen Schweiz singend und spielend herum und kehrte erst mit dem Herbste in die Heimath zurück.

Franziska sollte Mutter werden. Bittre Vorwürfe im Hause, Spott und Verachtung im ganzen Städtchen, vor allem aber des Geliebten spurloses Verschwinden la-

steten wie ein Fluch auf der Unglücklichen. Sie duldete still; hoffte sie doch immer noch, der, um welchen sie litt, werde wiederkehren. Im Frühlinge gebar sie Röschen. — Dem Alten war das Sündenkind, wie er die Kleine nannte, ein Dorn im Auge und er, zerrüttet von immer häufiger wiederkehrenden Wuthanfällen, ergriff in einem solchen das Kind, riß es aus der Wiege, und warf es trotz Schreien und Wehren der trostlosen Mutter, zum Fenster hinaus. Zum Glück war es in Betten gewickelt und fiel weich. Die herbei geeilten Nachbarn ergriffen den Wüthenden und überlieferten ihn dem Gericht. Im Gefängniß zerbrach der Alte Nachts die morschen Eisengitter des Fensters und stürzte sich hinab. Zerschmettert fanden die Leute am Morgen die Leiche.

Franziska's Muth war für immer gebrochen. Aus den Trümmern ihres Lebens und ihrer Liebe stand sie nicht wieder auf: selbst die Hoffnung, der Geliebte könne doch wohl noch kommen und sie erretten, war untergegangen.

Ein Mann von gesetzten Jahren warb bald nach des Vaters Tode um die Verlassene, die mit Marien, ihrer Schwester, allein das Häuschen bewohnte, preisgegeben der Sorge um das tägliche Brod, das oft fehlte. Sie hatte weder Wünsche noch Hoffnungen mehr und willigte theilnahmlos in die ihr als nöthig und vortheilhaft vorgestellte Verbindung. Der Mann, der sie um des Häuschens willen geheirathet, mehrte ihr Unglück statt es zu mildern.

Marie war kaum herangewachsen so verließ sie die Heimath um als Harfenspielerin in der Fremde ihr Glück

zu suchen. Die Leute sagten, sie habe es recht gemacht, denn Marie war schön, verdiente viel Geld, mit dem sie zuweilen ihre Schwester unterstützte, hielt sich Pferd und Wagen und war unter dem Namen: die schwarze Marie weit und breit bekannt wie in der Heimath berühmt.

Franziska verdüsterte sich mehr und mehr und fiel in eine Schwermuth, die allmählig völlig den Charakter des Wahnsinnes annahm. Sie wurde ins Irrenhaus nach Prag gebracht. Röschen aber blieb unter Obhut des finstern garstigen Mannes, der ihr nur zu hart fühlen ließ, daß sie nicht seine Tochter war.

Röschen war 16 Jahr als Forster in ihr sein Kind erkannte. Er kämpfte lange mit sich, ob er sich ihr als Vater entdecken oder das traurige Geheimniß verschweigen sollte. Für Beides hatte er gewichtige Gründe.

Seine eigenen Familienverhältnisse, namentlich die noch nicht geordneten Angelegenheiten in Bezug auf das Vermögen seiner Frau, die sich keinen Erben geboren und in William, dem Sohne der ersten Ehe, nicht den nächsten Erben hatte wenn sie ihn überlebte, stimmten ihn wenigstens für einstweiliges Schweigen.

Es ward ihm unter dem Vorwande, er suche ein Modell zu einem Bilde, nicht schwer bei Röschen Zutritt zu erlangen, um so mehr als er sich durch Geschenke dem Vater als ein wohlhabender Mann empfahl. Täglich war er bei der Tochter, die nicht ahnte, daß der fremde seltsame Mann ihr Vater war.

Die Vorwürfe in den Briefen seiner Frau wegen so lange Außenbleibens nöthigten ihn endlich zur Rück-

kehr. Verdüstert kam er in der Heimath an. Seine Frau starb bald darauf. Ihr Tod hielt ihn von einer projectirten Reise nach Prag ab. Ehe er sie ausführen konnte ward er krank und folgte, den hinterlassenen Papieren nach zu schließen, der Vorangegangenen früher als er geglaubt. — Seit seiner Rückkehr aus Böhmen sah ihn Niemand wieder heiter. —

Die schwarze Marie hatte ihre Erzählung geendet, an welche William was er von des Vaters Character und Schicksalen wußte, ergänzend geknüpft. In ernstes Nachsinnen versunken saß er neben den Freunden, die mitfühlend was in ihm vorging, sein Schweigen ehrten. Anna aber wischte heimlich eine Thräne des Mitleids aus dem klaren Auge, indeß Ottos Blicke trunken auf ihr weilten. Marie saß mit der verhängnißvollen Brieftasche in der Hand am Tische, seufzte leise, stand dann auf und schritt langsam zum Fenster. Es war das erste Mal, daß auf ihrem kalten Antlitz ein Zug des Schmerzes sichtbar ward. — Der unglücklichen Schwester Schicksal erinnerte sie an das eigene Leben, das trotz allen Wechsels bunter Freuden und Genüsse ihr so leer und bedeutungslos erschien. Vor ihr lag die Zukunft wie eine Wüste, in die sie kaum die Erinnerung an ein verlorenes Paradies, geschweige die Hoffnung auf ein gelobtes Land mitnehmen konnte.

Es kratzte an der Thür. Rudolph öffnete und Fipps sprang herein auf Williams Schoos und war ungeheuer erfreut. Mit seinem Schwanze schlug er den Takt zu der fröhlichen Musik seines Herzens, von der freilich weiter nichts hörbar war, als einige unartikulirte Töne, welche der Laie, der sich nicht auf Hundemusik versteht,

Gewinsel nennt. Der Musikdirector aber schlug mit dem Taktirschwanze nicht auf's Notenpult, sondern auf einen Teller mit Suppe. Er gerieth vermuthlich bei einer Forte-Stelle im Allegro assai so in's Feuer, daß er den Teller herunter dirigirte. — Da lag nun die Bescheerung; und was nicht auf dem Boden lag, das war auf der Tischgenossen Kleider gesprützt.

Die schwarze Marie sprang auf, um den unberufenen Musik- oder vielmehr Teller-Director zur gerechten Strafe zu ziehen. In der Hast riß sie das Pfeilertischchen mit den Haarwickeln, Liebesbriefchen, Semmelbemmchen und dergleichen um. Fipps aber hatte sich in den Winkel hinter eine Harfe retirirt. Dort saß er, um die Strafe abzuwenden, auf den Hinterfüßen und wartete auf. Da es ihm schwer fiel, seinen langen Leib in aufrechter Stellung zu erhalten, so hatte er Mühe, mit den Vorderpfoten das Gleichgewicht zu behaupten. Indem er mit ihnen balancirte berührte er manchmal die Saiten der Harfe, daß sie klangen.

Als die schwarze Marie den Harfenspieler so sah, ließ sie die Rächerhand mit dem in der Eile aufgerafften Pantoffel sinken und mußte lachen.

In dem Augenblicke trat Röschen, von Fipps angemeldet, zur Thür herein.

Der höchste Ernst hat im Leben nicht selten die höchste Komik zur Seite, und es giebt kein Ereigniß, wie schrecklich es auch sey, an das sich nicht wenigstens der Humor wagen könnte.

Die Hunde=Scene riß die Versammelten aus dem dumpfen Sinnen und Schweigen und wendete sie dem Worte wieder zu.

William begrüßte Röschen als Schwester.

In den ersten Augenblicken sahen sich beide lange verwundert an, Röschen, weil ihr die Entdeckung zu schnell und unerwartet kam, William, weil die jungfräuliche Schüchternheit Röschens dem Drange seines von heißen Gefühlen überströmenden Herzens hemmend entgegentrat.

Allmählig nur konnte sich Röschen mit dem Gedanken, daß William ihr Bruder sey, vertraut machen, und erst als Rudolph sie an das seltsame Zusammentreffen aller Umstände und an alles erinnerte, was beide jetzt mit einander verknüpft; und als er das Stimme der Natur nannte, was Röschen in Williams Nähe immer, wie sie ihm gestanden, befangen gemacht, da ward ihr das Herz frei.

Mit dem Ausrufe: William mein Bruder!? schmiegte sie sich an ihn, als hätte sie plötzlich den wiedergefunden, den sie lange, lange nicht gesehen. Im Rausche ihrer Freude bemerkte sie nicht, daß die Betrachtungen über die sogenannte Stimme der Natur, durch Röschens Benehmen veranlaßt, Williams überströmende Gefühle beschwichtigt und zur leidenschaftslosen Ruhe umgewandelt hatten.

Das schnelle Ueberspringen von der auflodernden Gluth der Empfindung zur nüchternsten Besonnenheit war es, was jene unheimliche Wirkung in denen erzeugte, die William nicht genau kannten.

Er küßte die Schwester fast väterlich und sagte halb ernst halb scherzend zu Otto gewendet, der sich an der Scene weidete: „Möchtest Du jetzt nicht auch das Bruderrecht geltend machen?“

Röschen sah verwundert auf und fragte fast verlegen; „Ist Herr Rudolph Dein Bruder?“

„Nein, nein!“ tröstete William — „Gieb Dich zufrieden, er ist's nicht, mag's vermuthlich auch gar nicht seyn — warum? — Das frag' ihn selber. Ich mag's nicht verrathen!“

Röschen fragte nicht. Sie war froh, die Gefühle, die sie für den Freund hegte, dem Bruder nicht aufopfern zu dürfen. Anna aber äußerte scherzend den Wunsch, auch einen Bruder zu finden wie Röschen; und als sich ihr Otto als solchen anbot, hüpfte sie fröhlich auf ihn zu und schaute ihm gutmüthig in's Gesicht. Vor seinen Blicken erröthete sie aber plötzlich, hielt die Hände vor's Gesicht, gleich als decke sie Rosen mit Lilien zu, drehte sich um und lief mit den Worten: „Nein, nein, das kann nicht seyn!“ zur Thür hinaus.

Die schwarze Marie, die während deß ruhig am Fenster gestanden, fragte, ob es gut gethan sey, die Entdeckung der Kranken zu machen. William hatte bereits alles überlegt und bat sie und Röschen, ihn zur Mutter zu begleiten.

Einige Bekannte Williams schienen, der eine an die Häusergiebel, der andere an das Straßenpflaster, ein dritter an einen Laternenpfahl tiefsinnige Betrachtungen zu knüpfen, als sie dem hinkenden William in Gesell=

schaft der beiden Harfenmädchen begegneten, und dieser Umstand fiel zum Vortheile der Hutkrempen beider Theile aus. Williams Schuld war es nicht, daß sich die Köpfe der Bekannten darüber verdrehten, sondern die ihrer Hälse, denn mit ihnen drehten sich die an sie angewachsenen Köpfe um, als sie ihn im Rücken hatten.

Als sie in's Zimmer der Kranken traten, saß diese ruhig auf dem Lehnstuhle. Bei Williams Anblick schrak sie betroffen zusammen. Marie stellte ihn, wie verabredet, als einen Freund von Röschen und sich vor, der als Besitzer der bewußten Brieftasche die gewünschte Auskunft geben könne.

William erzählte nun mit größter Vorsicht nur so viel und mit einigen Veränderungen von der Geschichte seines Vaters, als ihm zu ihrer Beruhigung hinreichend schien. Am Schlusse seiner Erzählung nannte er sich ihr als Forsters Kind, von dem ihr derselbe schon damals erzählt.

Die Unglückliche unterbrach William häufig. Es war, als durchzuckte zuweilen ein Blitz die Nacht ihres Seelenlebens, doch nur auf Augenblicke. Williams Hoffnung, ein tröstendes Licht ihr zu entzünden, scheiterte, denn nicht leuchten konnte ihr des Lichtes Fackel, nur zünden.

Die Unglückliche hatte sich mit ihrem Schmerze zur Religion geflüchtet, doch diese gab ihr nur die Reue für begangene Schuld, nicht aber die Versöhnung mit sich und ihr. Einer langen, schweren, ihr vom Priester auferlegten Büßung des Frevels, welchen sie an der heiligen

Jungfrau begangen, deren Steinbild Zeuge ihres Falles gewesen, hatte sie sich in Hoffnung auf Absolution unterzogen; doch in dem Tode des Priesters am Tage vor Empfang derselben sah die Gebeugte mit dem irrenden Gewissen des Himmels Weigerung. An der Vorstellung, was dieser ihr versage, könne ihr kein Mensch, und wäre es der heilige Vater selbst, gewähren, scheiterten die Versuche der Kirche, sie mit sich und ihr auszusöhnen. Die Zeit stumpfte allmählig die gegen sich selbst gekehrte Spitze des Wahnsinns ab. Die sorgfältige ärztliche Behandlung im Irrenhause gab sie nach Jahren dem Leben in der menschlichen Gesellschaft wieder, doch trieb sie die gehässige Behandlung ihres Mannes aus der Heimath, die Röschen bereits verlassen hatte, um ihre traurige Lage zu mildern. So kam sie nach Leipzig.

Je mehr William ihr Trost zusprechen wollte, desto tiefer flüchtete sich die Arme in die Nacht ihres Seelenlebens zurück. Röschen weinte mit der Mutter und Marie stand daneben mit trockenem Auge aber verdüstertem Blicke, der zuweilen wie ein verglimmendes Lämpchen aufflackerte.

XIX.

Dieses Capitel handelt vom Ende der Messe und der Geschichte, worüber Autor wie Leser sich freuen.

Die Messe war zu Ende. Auf dem Markte riß man die letzten Buden ein um dem Sonntage Platz zu machen, der sich nach der Messe wieder breit macht. Die großen Gascandelaber beherrschten wieder den weiten Raum und sahen wie früher ungestört nach der Mondkugel auf der Rathhaus-Uhr, welche sie mehr zu respectiren scheinen als den Mond am Himmel. Wenn nämlich der Uhr-Mond ihnen seine Goldseite zukehrt, so halten sie Feiertage wenn auch der himmlische, der eigentlich der Ur-Mond ist, wegen gar zu dicker und finsterer Wolken der Gasbeleuchtungscomité nicht unter die Arme greifen kann. Im Schweizerhüttchen des Rosenthales, wo es weder Thal noch Rosen giebt, reichten wieder die Stühle zu, welche vermuthlich deshalb grün angestrichen sind, damit die Leute im Spätherbst oder Vorfrühlinge

wenn auch nicht im Grünen doch auf dem Grünen sitzen können. Das wilde Budenviertel, es war auf einmal zahm geworden, denn einsam und traurig standen die verlassenen Zelte und Buden auf dem sogenannten Roßplatze, der eigentlich der Hippogriphen=Plan oder die Dichterroß=Weide heißen sollte wegen der olympischen Spiele, die man dort zur Meßzeit mit großem Prunke hält, der sämmtlichen Musen und gewisser Götter zu geschweigen, denen man dort huldigt und opfert. Die Sonnen= oder Kreuzbrüder standen wieder gemüthlich an den Eckhäusern des Brühls und harrten ruhig der Dinge, die da kommen, oder die sie vielmehr tragen sollten. Hier und da erblickte man noch einige verspätete Nachzügler der fremden Hebräer=Schaar durch die Straßen schleichend; aber keiner öffnete den Mund zu dem verführerischen Rufe: „Was zu hann'ln?!" — Stiller ward es auf den Straßen, verhallt waren die heitern Lieder und die Töne der Harfen. Ohne Sang und ohne Klang räucherten sich nun in den Trinkstuben die Gäste, deren viele wohl das Loos der Harfen beneidet, auf denen, wie Schiller singt: „Lauras Finger durch die Saiten meistert." — Sie werden zwar manchmal entsetzlich gemeistert, — doch keine Rose ohne Dornen! — Ach und die Lieder der harfenirenden Syrenen! — Wo ist heut zu Tage der Ulysses der sich an den Mastbaum binden ließ als er in ihre gefährliche Nähe kam? Wo sind die Gefährten, die sich Wachs in die Ohren klebten um des Liedes Zauber nicht zu unterliegen? — Ach die Zeiten haben sich geändert! Nicht am Gestade der salzi=

gen See, sondern an den bittersüßen Gewässern der Kaffee- Bier- und Weinstuben, wo es keine Mastbäume giebt, singen sie ihre gefährlichen Lieder; und wenn jeder der sie hört, sich Wachs in die Ohren kleben wollte, dann würden in kurzer Zeit die Wachsstöcke unbezahlbar seyn, trotz ihrer großen Menge.

Wie am Ende einer großen Illumination Hunderte von Lichtern auf einmal verlöschen, so waren schaarenweise die Meßilluminanten ausgezogen und von der ganzen Herrlichkeit waren nur noch drei Lichterchen übrig geblieben, — die schwarze Marie mit Anna und Röschen.

Zum großen Aerger des Legationsrathes wie seiner Familie, welche von Röschen, als ihrer Verwandten, nichts wissen wollten, war die Geschichte durch die geläufige Zunge der Madame Kleebein sattsam bekannt worden und die wunderlichsten Gerüchte über William und seine Freunde trieben sich in der Stadt herum. Der Legationsrath gestattete durchaus nicht, daß William seine gefundene Schwester ihm vorstelle, indem er erklärte: wenn er sich dießmal als Onkel bekenne, müsse er's auch dann thun wenn, wie leicht möglich, von da und dort verrückte Frauenzimmer kämen, um ihm ihre Naturkinder als Kunst-Neffen oder Nichten unterzuschieben. Die alte Tante stimmte bei und Jenny erklärte, sie würde sich nie entschließen können, die als ihre Verwandte anzuerkennen, welche nach allem, was ihr Kleebein erzählt, mit Recht der öffentlichen Verachtung anheim gefallen sey.

William war empört. Es kam zu heftigem Streite zwischen ihm, seiner Familie und Kleebeins. Auf's

Aeußerste getrieben konnte er nun auch den jungen Kleebein nicht länger schonen, der durch sein langes Schweigen sicher gemacht, nicht nur alle Beschuldigungen Williams als grobe Verleumdung ableugnete, sondern sie sogar auf ihn zurück zu werfen suchte. Als die vom Doctor in der Brieftasche Williams gefundenen Briefe zur Sprache kamen, gerieth Madame Kleebein in nicht geringe Verlegenheit. Sie fand keinen andern Ausweg als William zu beschuldigen, er habe sie mit seiner Leidenschaft verfolgt und aus Rache wegen Zurückweisung seiner Huldigungen bloszustellen gesucht.

Die Erbitterung der Familie Kleebein hatte sich durch Williams Rückforderung seines Vermögens auf's Aeußerste gesteigert und so kam es, daß sie Alles thaten, ihn dem Onkel im gehässigsten Lichte zu zeigen.

William erfuhr durch diesen alle die groben und feinen Intriguen, die man gegen ihn gesponnen. Da er sah, daß alles, was er zu seiner Rechtfertigung sagen und thun konnte, doch nutzlos seyn würde, so vertheidigte er sich nicht, um so weniger, als er die nicht für seine Richter anerkennen konnte, deren Freisprechung von Schuld ihn so wenig wie ihre Verdammung kümmerte. Ohne Haß und ohne Hohn schied er ruhig aus dem Kreise der Verwandten und schwieg, um nicht den Eris-Apfel unter die zu werfen, die ihn so schwer gekränkt. Wenige Tage nach dem Auftritte, welcher die förmliche Trennung zur Folge hatte, erhob er seine im Kleebeinschen Geschäfte niedergelegten Capitalien, deren Auszahlung, wie Herr Lang-

hoff versicherte, dem schwankenden Handelshause sehr unwillkommen war.

Die kranke Franziska war mit Schwester und Tochter auf Williams Veranlassung noch immer in Leipzig und Anna, die Waise, ließ sich's gern gefallen, daß man sie von der Abreise zurückhielt. Theils der Kranken Zustand, theils Williams Wunsch, erst seine Angelegenheiten zu ordnen, bevor er sie in die Heimath begleiten wolle, hatten die Abreise verzögert.

Otto erhielt unterdeß die Aufforderung von seinem Verwandten, bald möglichst nach Petersburg zu kommen um die in der kaiserlichen Capelle für ihn ausgewirkte Stelle anzutreten, welche ihm außer einem bedeutenden Honorar nach sechsjähriger Dienstzeit noch eine anständige Pension sicherte. — Die Stimmung in welcher die Freunde sich nach den Erfahrungen der letzten Zeit befanden, erleichterte Otto die Mittheilung, daß er sich zu trennen beabsichtige.

„So bleiben wir auch nicht hier sitzen!" sagten William und Rudolph einstimmig.

„Ich folge" — nahm Rudolph das Wort, — „der Aufforderung der Gräfin T., nach Warschau zu kommen und von da mit ihren Empfehlungen nach Petersburg zu gehen. — Dort träfen wir uns also wieder! — Aber — William?" —

„Und ich?! — Ja was geb' ich denn gleich an?" sagte William und suchte die traurige Empfindung bei

dem Gedanken an die Trennung hinter einem jovialen Lächeln zu verbergen. „Nun um mich“ — fuhr er fort — „sorgt nicht! — Ich komme Euch ganz gewiß wieder in den Wurf! Erst leb' ich so lang es geht mit der Schwester in Prag, wohin ich sie mit der ganzen Gesellschaft zu bringen gedenke, damit sie der Mutter, die im Irrenhause am besten aufgehoben ist, doch nahe bleibt und Gelegenheit zur Ausbildung hat. — Dann gucke ich vielleicht ein wenig nach Griechenland, besehe mir gelegentlich die türkischen Frauen, in die ich mich zu verlieben mir fest vorgenommen habe, mache dann einen Abstecher nach Petersburg und —“

„Und ich würde dir rathen“ fiel ihm Otto rasch in's Wort — „unterwegs in Amerika eine Tasse Kaffee zu trinken und damit dir's Abends bei uns in Petersburg recht schmeckt nicht erst in China zn vespern!“

„Gemach! Schwatze ich denn so Unmögliches?“ meinte William — „die Ferne, die uns trennt wenn ich in Prag und ihr in Petersburg lebt, ist gar nicht so groß als ihr Kurzsichtigen glaubt. Denkt Euch unsre Erde als den Mond, und auf ihr zwei Punkte, der eine sey Prag, der andere sey Petersburg! Der Raum der sie trennt, ist nicht größer als der zwischen den Augen der Geliebten! — Und (setzte er wärmer werdend hinzu) da die Erde rund um sich nur einen einzigen Himmel hat, so bleiben wir uns überall nahe, weil wir, wo es sey, immer nur mit den Fernen unter diesem einen gemeinschaftlich leben. — Was ist's denn weiter, wenn wir unter dem blauen Himmel über uns den rothen in uns

auf dem grünen Himmel unter uns, der Erde, um einige hundert Meilen forttragen? Wir kommen doch nicht aus dem Himmel heraus, weder aus dem blauen noch dem rothen, bis wir endlich in den grünen Himmel kommen, wo beide untergehen — es wäre denn, daß der Himmel in uns früher unterginge, bevor man uns in den grünen bettet — denn dann findet man weder in dem einen noch dem andern einen Himmel! — Ich denke, wir halten's vor Allem mit dem rothen!"

„Mit dem rothen!" riefen die Freunde und schüttelten sich die Hände.

Rudolph und Otto trugen, obgleich sie gar nicht himmelten, mit dem Himmel in sich zugleich ein Paar Engel mit herum. Diese waren wie die im blauen musikalisch, bliesen aber nicht die Posaune, sondern spielten die Harfe.

Nun hätten sie zwar gar zu gern dieselben mit dem rothen Himmel zugleich unter dem blauen auf dem grünen fortgetragen, doch fanden sie die Himmelstransportation in Praxi schwerer als in der Theorie und beschlossen deshalb die Engel wenigstens einstweilen auf dem grünen Himmel sitzen zu lassen.

Das geschah denn auch! —

An demselben Tage, an welchem die Verlobungs-Anzeige von Jenny Forster und Ferdinand Kleebein in den

Zeitungen stand, bestiegen die drei Freunde mit der schwarzen Marie, der melancholischen Franziska und Röschen und Anna die Reisewagen, welche sie nach P....... und von da nach Prag bringen sollten. Dort wollten sie scheiden und jeder, mit der Hoffnung auf frohes Wiedersehen seines Weges ziehen.

Die Wagen rollten fort. William nickte noch einmal grüßend heraus. Der lange Ralf stand und schaute nach. — Er nickte nicht wieder. Vielleicht war ihm Staub in's Auge gekommen, weil er's mit der zitternden Hand rieb — es wollte aber nicht hell werden. — Er rieb lange stand und schaute. Endlich hob er die Tragseile von der Straße auf und trug seinen altgewordenen Leib, der ihm 70 Jahre lang treu gedient, langsam nach Hause.

Da saß er lange und sagte gar nichts. Endlich, gegen Abend holte er einen Thaler aus seiner Druhe, die ihm als Divan und Schneiderschemmel diente. Der Leser weiß, welche ganz besondere Wirkung solch ein Silberblick auf den langen Ralf äußerte. Er besah den Thaler lange und dachte an die drei Freunde und dann an seine geliebten Jugendfreundinnen. Da mußte er aufspringen und sie einladen zum selbst gebrauten Grog und zur berühmten Dachsfettgeschichte.

So saß er denn allein mitten unter ihnen vor den geborgten Gläsern. Duftige, kleine, schalkhafte Geister schlüpften durch seine das Glas küssenden Lippen in Herz und Kopf des schäckernden Knaben und knüpften leise das Ende seines Lebensfadens zurück in das Jugendgespinnst; aber

er merkte den Knoten nicht, sondern hüpfte sorglos darüber weg.

Die Jungfrauen aber waren zarte, weichgeschaffene Seelen, die des alten Knaben Träume nicht böswillig störten; stahlen sie sich doch auch gern in den schönen Jugendhimmel zurück, unter dessen Morgenroth sie auch einmal gelebt hatten.

Der lange Ralf trank aufs Wohl derer, die er nicht wiedersah und ermahnte seine schönen Gäste, auch heut wie immer, ja vorsichtig im Gebrauch der Haarpomade zu seyn, damit sie nicht wie er graue Haare bekämen vom: Dachsfett. —

XX.

(In diesem Capitel sind Dinge geschehen, die der geneigte Leser erst in 15 Jahren erleben kann, wenn sie wirklich noch passiren. Der Autor hat es zu Gunsten derjenigen geschrieben, die aus den letzten Seiten des Buches sich die ganze Geschichte zusammenzubuchstabiren suchen, wenn sie bei den ersten in einen magnetischen Schlaf fallen; nicht minder aber auch zu Nutz und Frommen derjenigen Herren Critiker, die, weil sie mehr zu thun haben, sich mit der Vorrede und dem Schlußcapitel begnügen, um im Zustande des Hellsehens ihre Weisheit über das Ganze auszukramen. —

Der Autor schlägt aber in diesem Capitel beiden, den verehrten Lesern wie diesen Herren Critikern, ein Schnippchen und hätte gern das ganze Cap. XIV. statt dieses noch einmal abdrucken lassen, wenn er nicht gefürchtet, man möchte es zu anzüglich finden. Aus diesem Grunde bittet er auch, das XIV. Cap. ja nicht nachzuschlagen!)

Fünfzehn Jahre später, von dem Tage an gerechnet, an welchem der Leser dieses Capitel liest, wurden eines Abends die Passagiere vom Dampfwagen zum Bahnhofe hinaus gepfiffen, was, weil es regelmäßig allemal geschieht, die Passagiere nicht übel nehmen. Unter denselben, die

alle von Magdeburg aus gedämpft in Leipzig ankamen, befand sich ein stattlicher Mann von langer Figur, nicht eben mehr jung, aber mit lebhaftem Auge, lebendigem Mienenspiel und raschen Bewegungen. Er trug einen leichten Reisemantel und darunter einen einfachen Rock, an dessen einem Knopfloche ein etwas beschmutztes Ordensbändchen sichtbar war. Nachdem er sein Reisegepäck den Kofferträgern zur Besorgung in's Hotel übergeben, ging er rasch durchs Gedränge in den nahen Park.

Ihm war die Stadt nicht fremd, obwohl er ihr fremd geworden. Im Parkteiche, an dem er rasch vorüberschritt, schwammen zwar noch immer die beiden Schwäne und das sinnige ausländische Gänsepärchen, der Schneckenberg, diese Miniatur-Westentaschen-Ausgabe der Foliantenberge am Ural, sehnte sich noch immer vergebens im trüben Teiche spiegeln zu können, aber auf der Spitze desselben suchte ein alter Obelisk in die Wolken zu ragen. Der Lebensgeschichte desselben nach, die auf einer Blechtafel zu lesen war, hatte man ihn vor uralten Zeiten mit den Ueberresten heidnischen Religions-Cultus in die Pleiße gestürzt, wie ehemals im Fanatismus die Denkmäler römischer Cultur in die Tieber. Als man vor kurzer Zeit den Fluß geschlemmt, hatte man ihn gefunden. Die ganze Stadt stand zu Gevattern als man ihn aus der Taufe, dem Bade der Wiedergeburt, hob.

Der Fremde war sehr überrascht; nicht minder auch als er sah, daß vor dem prachtvollen Augusteum neben der großen Rosette, welcher die Giebelseite der Pauliner-

Kirche als Feld dient, der Wallgraben verschwunden war und auf dem freien Platze ein Gutenbergdenkmal prangte.

Nach kurzer aber aufmerksamer Betrachtung eilte er am café français vorbei in die innere Stadt. Er schaute rechts, er schaute links; es schien ihm alles bekannt und doch wieder so neu.

Auf dem Markte angekommen sah er nach der Uhr. Die Sonne that ein Gleiches, vermuthlich um die vom Calender vorgeschriebene Zeit zum Untergange nicht zu verpassen. Sie beleuchtete eben den neuvergoldeten Mond, der eine Sonne und sieben Sterne zur Gesellschaft bekommen hatte. Als der Fremde das sich drehende Universum erblickte, hätte er vor Staunen beinahe nicht die Glätte des Asphaltpflasters bemerkt, über das sein Fuß hinschritt. — Da gab es keinen Stein des Anstoßes; darum nahm er auch keinen und ging weiter. An dem einen Eckhause des Marktes, die alte Wage genannt, welche neu angestrichen war, hing ein Comödienzettel, 3 Ellen breit und 6 Ellen lang. Er kündigte eine neue französische Oper an, welche in einem Luftballon spielt. Der Fremde hatte sie schon gesehen. — Die doppelte Eisenbahn, die man auf dem berühmten Leipziger Brühl angelegt, fand seinen besonderen Beifall. So viele Spediteur-Häuser, so viele Drehscheiben und Seitenbähnchen waren angebracht.

Alles das Neue was er sah erinnerte ihn doppelt lebhaft an die alte vergangene Zeit. Er fand, daß er sich selbst wesentlich verändert und wunderte sich als 45 jähriger Mann über den drolligen Kauz, der er als 28jäh-

riger gewesen, als er Leipzig verließ. In Betrachtungen und Erinnerungen verloren schlenderte er dem Menschenschwall nach, der bei dem Bahnhofe der Brühl=Eisenbahn vorbei nach dem Rosenthale, diesem Tivoli der Leipziger, strömte.

Der Leser, der es nicht kennt, muß wissen, daß man im Schweizerhüttchen daselbst Zuckerbäckereien und feine Getränke aller Art für's Geld bekommt, die Mücken aber im Sommer umsonst hat, weshalb einige dankbare Rosenthaler es den Mückenzwinger genannt wissen wollen. Lange hatte das Schweizerhüttchen zum Verdruß der Mücken unter schattigen Eichen gestanden, nachdem man aber auf der großen Wiese gleich am Eingange des Rosenthales einen See nach dem Maaßstabe des Berges im Park gegraben, wiegte sich das Schweizerhüttchen auf den dunklen Fluthen desselben mit sammt den Gästen und Mücken. Alle Stunden wurde es einmal von zwei handfesten Fischern an Stricken rings um die Ufer herumgezogen. Diesen Abend sollte Concert mit bengalischer Flamme darauf seyn. Da aber die bengalische Flamme des Fremden Flamme nicht war und er auf der hohen See schon einen kleinen Vorgeschmack von der Schweizerhüttchen=Schiffahrts=Seligkeit bekommen hatte, so kehrte er zur Stadt zurück, zumal da es schon sehr zu dunkeln begann.

Nur mit Mühe konnte er die Firma am Kleebeinschen Hause lesen. Wie erstaunte er aber, als er statt **Kleebein & Comp.** die Worte **Café universell** angeschrieben sah. Verwundert trat er in das neueste und groß=

artigste der vielen Filiale, welche schon zu seiner Zeit die Mater des Leipziger Conditor-Sprengels hatte.

Alles fand er in den Räumen verändert, die ehemals Comptoir und Waarenlager der Kleebeinschen Handlung waren. Gleich beim Eintritte nahm ihm ein Portier höflich Thürklinke, Hut und Schirm ab und ein Garcon überreichte ihm dagegen einen gedruckten Plan, den Grundriß vom Café universell, mit Hilfe dessen der Fremde sich ohne Mühe zu derjenigen Nation finden konnte, zu der er sich zu bekennen Lust hatte. Der Fremde schritt am Café italien, brasilien, d'Hollande und chinois vorbei nach dem café turc, weil ein verschleiertes Frauenzimmer in orientalischer Tracht in demselben seine Aufmerksamkeit fesselte.

Bekanntlich genießen die Muselmänner den Kaffee mit dem Satze aus kleinen Schalen. In Deutschland schien der Satz wenig Absatz zu haben obgleich der Kaffee wegen der größern Pracht-Tassen-Ausgabe in diesem Etablissement mehr Satz enthielt, also gesetzter war als in Constantinopel. — Der Fremde nahm ohne Weiteres nach orientalischer Sitte Platz auf dem Teppich und wunderte sich nicht, daß die Verschleierte zu Gunsten der Illusion die kurzen Schweizerröckchen, welche jetzt wieder modisch waren, dem langen orientalischen Gewande geopfert hatte.

Der Fremde knüpfte bald ein Gespräch mit ihr an, und was ihm der Schleier verbarg enthüllte der Ton ihrer Stimme, die ihn wie ein Echo aus alter vergangener Zeit berührte. Er bat sie den Schleier zu lüften,

und als die Orientalin mit ächt leipzigerischen Dialecte es jungfräulich schüchtern verweigerte, vielleicht aus Klugheit, oder um den Fremden zu einer liebesritterlichen That anzuspornen, sprang er auf, zog ihr ungehindert den Schleier weg und rief: „Wahrhaftig! Sie sind es Sophie!"

„Um Vergebung! Sie irren! — Ich bin Fräulein Cäcilie Adeline Hechelbergern," sagte ziemlich empfindlich die Entschleierte, welche, seit sie die Rolle als Serail-Dame spielte, den Namen Sophie, den die Leipziger Dienstmädchen meist führen, durchaus nicht mehr leiden konnte.

„Ja Sie sind es!" rief der Fremde. — „Kennen Sie mich nicht mehr?"

„Bitte sehr um Entschuldigung! Ich kenne Ihnen nicht!"

„Ja freilich! Ich bin alt geworden und Sie sind jung und schön geblieben, daher erkenne ich Sie, aber Sie nicht mich wieder!"

Des ältlichen Herren Artigkeit söhnte sie aus, und da sie ein liebevolles Herz besaß, zweifelte sie nicht im geringsten an der Wahrheit seiner Worte, obgleich der gegenüber im café d'Allemande hängende Spiegel den Fremden Lügen strafte.

„Haben Sie denn" — fuhr dieser fort, — „jenen seligen Abend vergessen, welcher mit dem gefährlichen Sprunge in den Treppenwinkel, einigen zerbrochenen Spinnrädern und Blumentöpfen, einem zerrissenen Groß-

vaterbilde und dem Hilfeschrei der gefährlichen Tante endigte?"

„Wie?! Wär's möglich?! Sie sind's Herr William! Meine Ahnung! Gleich auf den ersten Blick! Wie verändert! — Wie munter geblieben!" — So rief die Entschleierte, die niemand anders war als das ehemalige Kammerkätzchen Jenny's, Sophie, die in der stillen Musik der Liebe das Forte und Allegro assai dem piano dolce und Adagio con expressione vorzog.

Sophie oder vielmehr Fräulein Cäcilie Adeline Hechelbergerin hatte sich in der letztern Zeit ernsteren Beschäftigungen zugewendet. Sie trieb mit Eifer das Geschichtsstudium, worüber sie fast zu einer Chronik geworden. William war der Mühe des Nachschlagens überhoben, weil sich Sophie ihm zuvorkommend aufblätterte.

„Sie wissen also gar nichts?" fragte sie.

„Wie wär das Gegentheil möglich," versetzte William, „da ich seit zehn Jahren von Prag fort gezogen bin und bald da bald dort auf großen Reisen außerhalb Europa zugebracht habe, von denen zurückgekehrt ich nur ein halbes Jahr lang in Petersburg mich ausgeruht, und von dort so eben zu Wasser bis Magdeburg und von da mit Dampf hier angekommen bin."

„Ja freilich!" — versetzte Sophie, — „seit der Zeit hat sich viel verändert. Onkel und Tante, Gott hab' sie selig! überlebten Kleebeins nicht lange. Sie starben vor Gram über den jungen Kleebein. Ich dacht' es gleich, daß die Heirath ihrer Cousine keinen Segen bringen würde. Ihr Mann trieb's aber auch zu arg, sonst hätt' er viel-

leicht nicht bankerott gemacht. Seit Jahren ist sie von ihm geschieden. Er lebt jetzt im Hospital, in das ihn Ihre Cousine, welche nur einen kleinen Theil ihres Vermögens noch gerettet, eingekauft hat. Er wird's nicht lange mehr treiben! Sie lebt jetzt bei dem Maler Rudolph, dessen Frau, denk' ich, Ihre Schwester ist. S'giebt mir allemal einen Stich ins Herz, wenn ich an dem Hause vorbei gehe, wo ehedem Legationsraths wohnten; und Madame Kleebein selbst, dächt' ich, müsse das Herz vor die Füße fallen, wenn sie bedenkt, daß ihr ehemaliger Liebhaber, dem sie kurz vor ihrer Trauung den Korb gab, sich jetzt prächtig drinnen eingerichtet hat."

„Wie?! Was sagen Sie?! Rudolph ist hier?! —" fragte in freudiger Hast William wie neu belebt und getröstet nach den traurigen Mittheilungen.

„Das wissen Sie nicht?" sagte Sophie, — „Ja er ist da — schon seit Jahr und Tag; und noch dazu mit einer allerliebsten Frau aus Prag, der man's nicht ansieht, daß sie ehedem mit der Harfe herum gezogen ist. Jetzt ist sie kaiserliche Kammermusikusin; das könnte Ihre Cousine auch seyn, wenn sie pfiffig gewesen wäre!"

William hatte nicht Ruhe mehr — es trieb ihn fort, fort zu seinen Lieben.

„Herr Rudolph wohnt draußen in der Windmühlen-Vorstadt," berichtete Sophie auf Williams Frage.

Er eilte nach dem neu entstandenen Stadttheile, fand bald das bezeichnete Haus und schritt mit klopfendem Herzen die Treppe hinauf. Leise öffnete er die Saalthüre. Eine Lampe erleuchtete die geschmackvoll angeordneten Ge-

räthschaften, die auf Wohlstand schließen ließen. Vor dem Zimmer, aus welchem ihm der Lärm jubelnder Kinder entgegen schallte, stand er lauschend still. Leise öffnete er die Thür und blickte durch die Spalte.

Der Autor empfiehlt dem Leser die günstige Gelegenheit zu benutzen und mit ihm in die Stube zu gucken.

In der Mitte derselben sieht man einen Mann, es ist der Maler Rudolph, in Stellung eines Pferdes, knieend und mit den Händen auf den Fußboden gestützt. Auf seinem Rücken sitzt ein ohngefähr vierjähriger Knabe und schreit vor Freude jauchzend: „Hott! Pferdchen!" Ein Mädchen von ohngefähr acht Jahren mit einem brünetten Madonnenköpfchen hält den Kleinen. Zur Seite steht ein sechsjähriger Knabe mit einer Peitsche und knallt dazu. Im Hintergrunde am Fenster sitzen zwei Frauen, welche lächelnd auf die Gruppe sehen. Die eine hält ein kleines Kind, das vor Freude mit Arm und Beinchen zappelt, dem galoppirenden Vater entgegen.

William stürzt freudetrunken ins Zimmer, die Thür fällt ins Schloß zurück; und wenn der Leser wissen will, was weiter vorgeht, mag er durch's Schlüsselloch gucken.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Druck von H. W. Herling in Merseburg.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Becker, Julius

Kleebein & Comp freie Federzeichnung in Hogarths Manier

Leipzig 1841

P.o.germ. 2004 c

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10128753-2